Schmid
316
-5.6

Ausgewählte Schriften

von

Christoph Schmid.

5.6.
1831-32

Fünfter Band.

Das Blumenkörbchen. Genovefa, eine Geschichte des Alterthums.

Zweite wohlfeile,
auf Verlangen mehrerer achtungswerther Jugendfreunde veranstaltete,
verbesserte Auflage.

Lichtensteig,
zu haben in der Egli'schen Buchhandlung.
1832.

Stadtbibliothek
Augsburg
1963.1780

Das
Blumenkörbchen.

Eine
Erzählung
dem blühenden Alter gewidmet
von dem
Verfasser der Ostereier.

Erstes Kapitel.

Vater Jakob und seine Tochter Marie.

In dem gräflichen Marktfleken Eichburg lebte vor mehr als hundert Jahren ein sehr verständiger und rechtschaffener Mann, Namens Jakob Rode. Als ein armer Knabe war er einst nach Eichburg gekommen, um in dem gräflichen Schloßgarten die Gartenkunst zu erlernen. Seine trefflichen Geistesgaben, sein gutes Herz, die Geschiklichkeit, mit der er alles anfing, und seine edle Gesichtsbildung gewannen ihm das Wohlwollen der Herrschaft. Es wurden ihm mancherlei kleine Geschäfte in dem Schlosse übertragen, und als der Graf, damals noch ein junger Herr, auf Reisen ging, war Jakob unter seiner Begleitung. Auf diesen Reisen hatte Jakob seinen Verstand mit vielen Kenntnissen bereichert, sich eine gebildete Sprache und einen feinen Anstand erworben, und — was noch weit mehr ist — sein edles, redliches Herz unverdorben aus der großen Welt wieder mit zurük gebracht. Der Graf ward darauf bedacht, Jakobs treue Dienste zu belohnen, und ihm eine einträgliche Anstellung zu verschaffen. Jakob hätte in dem Pallaste, den der Graf in der Hauptstadt besaß, Hausmeister werden können. Allein der gute Mann sehnte sich immer nach dem stillern Landleben zurük, und da um eben diese Zeit ein kleines Gütchen zu Eichburg, das bisher verpachtet war, dem Grafen zurükgestellt wurde, so bat Jakob, es ihm in Pacht zu geben. Der edle Graf

überließ es ihm auf Lebenslang unentgeldlich, und bewilligte ihm noch jährlich so viel an Holz und Getreide, als für seine künftige Haushaltung nöthig sein möchte. Jakob verheirathete sich zu Eichburg, und nährte sich von dem Ertrage des Gütchens, das, außer einem kleinen freundlichen Wohnhause, in einem großen schönen Garten bestand, der zur Hälfte mit den besten Obstbäumen bepflanzt, und zur Hälfte zum Gemüsbaue bestimmt war.

Nachdem Jakob mit seiner Gattin, die in jeder Hinsicht eine vortreffliche Frau war, mehrere Jahre in der glüklichsten Ehe gelebt hatte, ward sie ihm durch den Tod entrissen. Sein Schmerz war unaussprechlich. Der gute, bereits etwas betagte Mann alterte zusehends und seine Haare bleichten sich merklich. Seine einzige Freude in der Welt war nun seine einzige Tochter, die ihm von mehrern Kindern allein am Leben geblieben war, und bei dem Tode der Mutter erst fünf Jahre zählte. Sie hieß, wie die Mutter, Marie, und war in allem ihr treues Ebenbild. Schon als Kind war sie ungemein schön; allein, so wie sie heranwuchs, gaben ihr frommer Sinn, ihre Unschuld, ihre Bescheidenheit, ihr ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle Menschen ihrer Schönheit eine ganz eigene Anmuth. Es blikte so etwas unbeschreiblich Gutes aus ihrem Angesichte, daß es einem war, als blike einem ein guter Engel an. Marie hatte das fünfzehnte Jahr noch nicht zurük gelegt, als sie die kleine Haushaltung auf das Beste besorgte. In dem heitern Wohnstübchen erblikte man nirgends ein Stäubchen; in der Küche glänzten alle Geschirrre fast wie neu; das ganze Haus war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit. Ueberdieß half sie ihrem Vater bei den Gartenarbeiten mit unermüdetem Fleiße, und die Stunden, in denen sie so um ihn beschäftigt war, gehörten unter die vergnügtesten ihres Lebens. Denn der weise Vater wußte durch erheiternde und belehrende Gespräche die Arbeit zum Vergnügen zu machen.

Marie, die unter Kräutern und Blumen aufwuchs und deren Welt der Garten war, hatte von Kindheit an eine große Freude an schönen Blumen. Der Vater ließ daher jedes Jahr einige Saamen, Zwiebeln und Ableger

von Blumen kommen, die sie noch nicht kannte, und erlaubte ihr, den Rand der Gartenbeete mit Blumen zu bepflanzen. So hatte Marie in ihren freien Stunden fortwährend eine angenehme Beschäftigung. Sie pflegte die zarten Pflänzlein auf das sorgfältigste, betrachtete fast jede fremde Knospe nachsinnend und rathend, was für eine Blume sie wohl enthalte; konnte kaum erwarten, bis sie aufbrach, und hatte dann, wenn die sehnlich erwartete Blume in ihrer Pracht dastand, eine ganz unbeschreibliche Freude. „Das ist eine reine, schuldlose Freude, sagte denn der Vater lächelnd. Mancher gibt mehr Gulden für Gold und Seide aus, als ich Kreuzer für Blumensaamen, und macht seiner Tochter doch lange kein so großes und unschuldiges Vergnügen damit.“ In der That blühten für Marie jeden Monat, ja jede Woche neue Freuden auf. Sie sagte oft in ihrem Entzüken: „Das Paradies konnte kaum schöner sein, als unser Garten!“ Es ging auch nicht leicht Jemand an dem Garten vorbei, ohne stehen zu bleiben und die schönen Blumen zu bewundern. Die Kinder aus dem Orte gukten täglich durch das Gitter, und Marie reichte ihnen immer einige Blumen hinaus.

Der weise Vater wußte aber die Freude seiner Tochter an den Blumen zu einem höhern Ziele zu leiten. Er lehrte sie in der Schönheit der Blumen, ihren mancherlei Gestalten, der reinen Zeichnung, dem richtigen Ebenmaße, den herrlichen Farben, den lieblichen Wohlgerüchen die Weisheit, Güte und Allmacht Gottes bewundern. Er war es gewöhnt, die erste Morgensonne der Andacht zu widmen, und er stand deßhalb immer früher auf, als es seine Arbeit erforderte. Er glaubte, das menschliche Leben habe wenig Werth, wenn der Mensch bei allen seinen Geschäften nicht ein Paar Stunden oder wenigstens halbe Stunden des Tages heraus zu bringen wisse, in denen er sich ungestört mit seinem Schöpfer unterhalten, und sich mit seiner hohen Bestimmung im Himmel beschäftigen könne. An den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen nahm er deßhalb Marien mit in die Gartenlaube, wo man unter dem lieblichen Gesange der Vögel, den blühen-

den, von Thau funkelnden Garten und eine reiche Landschaft in den goldenen Strahlen der Morgensonne übersehen konnte. Hier redete er mit ihr von Gott, der die Sonne so freundlich scheinen läßt, Thau und Regen gibt, der den Vogel in der Luft ernährt und die Blumen so herrlich kleidet. Hier lehrte er sie den Allmächtigen als den liebevollen Vater kennen, der sich uns noch unendlich liebreicher und freundlicher, als in der ganzen Schöpfung — in seinem geliebten Sohne offenbart. Hier lehrte er sie beten, indem er selbst mit ihr aus seinem Herzen betete. Diese Morgenstunden trugen vieles dazu bei, die kindlichste Frömmigkeit in ihr zartes Herz zu pflanzen.

In ihren liebsten Blumen zeigte er ihr die schönen Sinnbilder jungfräulicher Tugenden. Als sie ihm einst sehr früh im März voll Freude das erste Veilchen brachte, sprach der Vater: „Das holde Veilchen sei dir, liebe Marie, ein Bild der Demuth, der Eingezogenheit, der Wohlthätigkeit im Stillen. Es kleidet sich in die sanfte Farbe der Bescheidenheit, es blüht am liebsten im Verborgenen, es erfüllt, unter Blättern verstekt, die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche. Sei auch du, liebe Marie, ein stilles Veilchen, das einen bunten prahlenden Anzug verschmäht, nicht bemerkt sein will, und, bis es verblüht ist, im Stillen Gutes thut."

Als die Rosen und Lilien in voller Blüthe standen, und der Garten in seiner schönsten Pracht erschien, sprach der Vater zu der hocherfreuten Marie, indem er mit dem Finger auf eine Lilie deutete, die von der Morgensonne beleuchtet war: „Die Lilie sei die, liebe Tochter, ein Bild der Unschuld! Siehe, wie schön, wie hell und rein sie dasteht! Der weißeste Atlas ist nichts gegen ihre Blätter; sie gleichen dem Schnee. Wohl der Jungfrau, deren Herz so rein von allem Bösen ist. Die reinste aller Farben ist aber auch am schwersten rein zu bewahren. Leicht ist ein Lilienblatt verlezt; man darf es nicht rauh anfassen, oder es bleiben Fleken zurük. So kann auch ein Wort, ein Gedanke die Unschuld verlezen! Die Rose aber, sprach er, indem er auf eine hinzeigte, sei dir, liebe Marie, das Bild der Schamhaftigkeit. Schöner als die

Rosenfarbe, ist die Farbe der Schamröthe. Heil der Jungfrau, die über jeden unanständigen Scherz erröthet, und sich von der Glut, die sie auf ihren Wangen fühlt, vor Gefahr der Sünde warnen läßt. Wangen, die leicht erröthen, bleiben lange schön und roth; Wangen, die nicht mehr erröthen können, werden bald bleich und gelb, und modern vor der Zeit im Grabe." Der Vater pflükte einige Lilien und Rosen, fügte sie in einen Strauß zusammen, gab ihn Marien, und sprach: „Lilien und Rosen, diese schönen Schwesterblumen, gehören zusammen und stehen auch in Sträußen und Kränzen unvergleichlich schön neben einander; so sind Unschuld und Schamhaftigkeit auch Zwillingsschwestern, und können nicht getrennt werden. Ja, Gott gab der Unschuld, damit sie leichter bewahrt werde, die Schamhaftigkeit zur warnenden Schwester. Bleibe schamhaft, liebe Tochter, und du wirst auch unschuldig bleiben. Dein Herz sei immer rein, gleich einer reinen Lilie, und deine Wangen werden immer den Rosen gleichen."

Die schönste Zierde des Gartens war ein kleines Apfelbäumchen, nicht größer als ein Rosenstok, das auf einem kleinen, runden Beetchen mitten im Garten stand. Der Vater hatte es an dem Tage, da Marie geboren wurde, gepflanzt; und das Bäumchen trug alle Jahre die schönsten goldgelben und purpurgestreiften Aepfel. Einmal blühte es vorzüglich schön, und war ganz mit Blüthen bedekt. Marie betrachtetete es jeden Morgen. „O wie schön, rief sie entzükt, wie herrlich roth und weiß! Es ist, als wenn das ganze Bäumchen nur ein einziger großer Blumenstrauß wäre!" Eines Morgens kam sie wieder — da hatte der Reifen die Blüthe versengt. Sie waren bereits gelb und braun, und schrumpften an der Sonne zusammen. Marie weinte über den traurigen Anblik. Da sprach der Vater: „So verderbt die sündliche Lust die Blüthe der Jugend. O Kind, zittre vor Verführung! Siehe, wenn es dir auch so gehen sollte — wenn die schönen Hoffnungen, die du mir machest, nicht nur für ein Jahr, sondern für das ganze Leben so dahin schwinden sollten — ach, dann würde ich noch schmerzliche Thränen

weinen, als du jezt weinest. Ich würde keine frohe Stunde mehr haben, und noch mit Thränen in den Augen in das Grab sinken.“ Wirklich standen ihm Thränen in den Augen — und seine Worte machten auf Marien den tiefsten Eindruk.

Unter den Augen eines so weisen und liebevollen Vaters wuchs Marie zwischen den Blumen ihres Gartens heran — blühend wie eine Rose, schuldlos wie eine Lilie, bescheiden wie ein Veilchen, und hoffnungsvoll wie ein Bäumchen in der schönsten Blüthe.

Mit zufriedenem Lächeln hatte der alte Mann jederzeit seinen lieben Garten betrachtet, dessen Früchte seinen Fleiß so schön belohnten; eine noch innigere Zufriedenheit empfand er bei dem Anblik seiner Tochter, an der die gute Erziehung, die er ihr gab, viel schönere Früchte brachte.

Zweites Kapitel.

Marie im gräflichen Schlosse.

Einmal an einem lieblichen Morgen, zu Anfang des Maies, hatte Marie in dem nahen Wäldchen Weidensprossen und Haselzweige geschnitten, aus denen ihr Vater, wenn es im Garten nichts zu thun gab, die niedlichsten Körbchen flocht. Da fand sie die ersten Maiblümchen, sie pflükte einige davon, und machte zwei Sträußchen daraus, eines für ihren Vater und eines für sich. Als sie auf dem schwachen Fußsteige durch den blumigen Wiesengrund nach Hause ging, begegneten ihr die Gräfin von Eichburg und deren Tochter Amalie, die sich gewöhnlich in der Residenzstadt aufhielten, vor einigen Tagen aber auf ihrem Schlosse Eichburg angekommen waren.

Marie trat, sobald sie die beiden weißgekleideten Frauenzimmer mit grünen Sonnenschirmchen erblikte, etwas seitwärts, um ihnen Plaz zu machen, und blieb ehrerbietig an dem Fußwege stehen.

„Ei, giebt es denn schon Maiblümchen!“ rief die

junge Gräfin, die diese Blümchen mehr als alle andern Blumen liebte. Marie bot sogleich jeder der beiden Gräfinnen ein Sträußchen an. Sie nahmen es mit Vergnügen, und die Mutter zog ihre Goldbörse von purpurrother Seide heraus, und wollte Marien beschenken.

Allein Marie sagte: „O nicht doch; es ist ganz und gar nicht deswegen geschehen! Gönnen Eure Exzellenz einem armen Mädchen die Freude, ihrer gnädigen Herrschaft, von der sie schon so viel Gutes empfing, auch eine kleine Freude zu machen, ohne an eine Belohnung zu denken!"

Die Gräfin lächelte freundlich, und sagte, Marie solle Amalie noch öfter Maiblümchen bringen. Marie that es jeden Morgen, und so kam sie, so lange die Maiblümchen blühten, täglich in das Schloß. Amalie fand an Mariens gutem, natürlichem Verstande, ihrem heitern, fröhlichen Sinne, ihrem bescheidenen, ungekünstelten Betragen täglich mehr Wohlgefallen. Marie mußte noch manche Stunde in Amaliens Gesellschaft zubringen, nachdem alle Maiblümchen schon längstens verblüht waren. Ja, die junge Gräfin ließ es sich öfters nicht undeutlich merken, daß sie Marien immer um sich zu haben wünsche, und sie deßhalb noch in ihre Dienste zu nehmen gedenke.

Nun näherte sich Amaliens Geburtstag. Marie war auf ein kleines ländliches Geschenk bedacht. Einen Blumenstrauß hatte sie ihr schon oft gebracht. Sie verfiel daher auf einen andern Gedanken. Ihr Vater hatte den lezten Winter einige ganz ungemein schöne Arbeitskörbchen für Frauenzimmer verfertiget. Das schönste aus allen hatte er Marien geschenkt. Er hatte die Zeichnung dazu aus der Stadt erhalten, und die Arbeit war ihm ganz vorzüglich gelungen. Marie beschloß, dieses Körbchen mit Blumen zu füllen, und es Amalien zum Geburtstage zu verehren. Der Vater gab das auf ihre Bitte sehr gerne zu, und er verzierte das niedliche Körbchen noch mit Amaliens Namenszug und Familienwappen, die er sehr nett und künstlich hineinflocht.

Am Morgen von Amaliens Geburtstage pflükte nun

Marie die vollsten Rosen, die schönsten weißen, rothen und blauen Levkojen, bräunlichen Goldlak, hochrothe, hellgelbe und dunkelbraune Nelken, und andere schöne Blumen von allen Farben, brach schön belaubte grüne Zweige, und ordnete die Blumen und das grüne Laubwerk so in das Körbchen, wie die Farben am schönsten von einander abstachen. Die Seiten des Körbchens umschlang sie mit einem leichten Gewinde von Rosenknospen und Moose; Amaliens Namen aber umgab sie mit einem Kränzchen von Vergißmeinnicht. Die frischen Rosenknospen, das zarte grüne Moos und die blauen Vergißmeinnichte nahmen sich auf dem feinen weißen Gitterwerke des Körbchens ungemein gut aus. Das ganze Blumenkörbchen war überaus schön. Selbst der ernste Vater lobte Mariens Einfall mit zufriedenem Lächeln, und sagte, als sie es forttragen wollte: „Laß es noch ein wenig da, daß ich es noch länger betrachten kann."

Marie trug das Körbchen in das Schloß und überreichte es, unter den herzlichsten Glükwünschen, der Gräfin Amalie. Die junge Gräfin saß eben an ihrem Puztische. Ihr Kammermädchen stand hinter ihr, und war mit Amaliens Kopfschmuke für das heutige Fest beschäftigt. Amalie hatte eine ganz ungemeine Freude, und konnte nicht Worte genug finden, bald die schönen Blumen, bald das nette Körbchen zu rühmen. „Gutes Kind! sagte sie, du hast ja dein ganzes Gärtchen geplündert, um mich so reichlich zu beschenken! Und dein Vater macht ja eine Arbeit — so schön, so geschmakvoll, daß ich nie etwas Schöneres sah. O komm doch sogleich mit mir zu meiner Mutter." Sie stand auf, nahm Marien freundlich bei der Hand, und führte sie die Treppe hinauf in das Zimmer ihrer Mutter.

„O sehen Sie doch, Mama, rief sie schon unter der Zimmerthüre, was für ein unvergleichliches Geschenk mir Marie brachte! Ein schöneres Körbchen haben Sie wohl nie gesehen, und schönere Blumen giebt es wohl auch nicht."

Das Blumenkörbchen gefiel auch der Gräfin sehr wohl. „In der That, sagte sie, es ist sehr schön! Ich

wünschte es gemahlt zu besizen. Das Körbchen mit den Blumen, auf denen noch der Morgenthau liegt, gäbe ein so schönes Blumenstük, als je der größte Mahler eines gemahlt hat. Es macht Mariens gutem Geschmake sehr viel — und ihrem guten Herzen noch mehr Ehre."

„Warte indeß hier ein wenig, liebes Kind!" sprach sie zu Marien, und winkte Amalien, ihr in das Nebenzimmer zu folgen.

„Unbeschenkt, sagte die Gräfin in dem Nebenzimmer zu ihrer Tochter, dürfen wir Marien nicht gehen lassen. Was meinest du, was sich wohl am besten für sie schike?"

Amalie sann einige Augenblike nach. „Ich denke, sagte sie hierauf, ein Kleid von mir wäre wohl das Beste, etwa, wenn Sie, liebste Mama, es erlauben wollen, das mit den niedlichen rothen und weißen Blümchen auf dunkelgrünem Grunde. Es ist zwar noch so gut als neu. Ich hatte es kaum einige Male an. Allein ich bin aus demselben herausgewachsen. Für Marie aber giebt es noch ein schönes Festkleid. Zurecht machen kann sie es sich selbst; sie ist dazu geschikt genug. Wenn es ihnen also nicht zu viel wäre —"

„Ganz und gar nicht, sagte die Gräfin. Wenn man den Leuten etwas geben will, so muß man ihnen etwas geben, daß ihnen damit gedient ist. Das grüne Kleid mit den niedlichen Blümchen wird der kleinen Blumengärtnerin recht gut stehen."

„Geht jezt, gute Kinder, sagte die Gräfin gütig, indem sie mit Amalie aus dem Nebenzimmer trat, und sorgt für die Blumen, damit sie bis zur Tischzeit nicht welken. Da wir heute Gäste bekommen, so soll das Körbchen die schönste Zierde der Tafel sein, und anstatt des Auffsazes dienen. Dir zu danken, liebe Marie, überließ ich Amalien!"

Amalie eilte mit Marie in das Zimmer, und befahl ihrem Kammermädchen, das Kleid zu holen. Jettchen — so hieß das Mädchen — blieb stehen, und sagte: „Das Kleid werden Euer Gnaden heute ja wohl nicht anziehen? — „Nein! sagte Amalie, ich werde es Ma=

rien schenken." „Das Kleid? rief Jettchen schnell. Weiß das die gnädige Mama?" — „Bringe du das Kleid, sagte Amalie ernst, und für das Uebrige laß mich sorgen."

Jettchen wandte sich schnell um, ihren Verdruß zu verbergen, und ging. Ihr Angesicht glühte vor Zorn. Zornig riß sie die Kleider der jungen Gräfin aus dem Kasten. „Wenn ich nur alle sogleich zerreißen dürfte! sagte sie. Das verwünschte Gärtnermädchen! Um einen Theil von der Gunst meiner Herrschaft hat sie mich ohnehin schon gebracht, und nun stiehlt sie mir noch obendrein dieses Kleid ab; denn die abgelegten Kleider gehören von Rechtswegen mir. O, die Augen könnte ich der verhaßten Blumenkrämerin auskrazen!" Indeß verbiß Jettchen ihren Zorn, so gut sie konnte, stellte sich, wie sie in das Zimmer trat, freundlich an, und übergab Amalien das Kleid.

„Liebe Marie, sagte Amalie, es sind mir zwar heute reichere Geschenke gemacht worden, als dein Körbchen, aber kein angenehmeres. Die Blumen in dem Kleide da sind freilich nicht so schön, als die deinigen; aber ich denke, du werdest sie aus Liebe zu mir doch nicht verschmähen. Trage das Kleid zum Andenken an mich, und grüße mir deinen Vater." Marie nahm das Kleid küßte der jungen Gräfin die Hand und ging.

Jettchen sezte voll Aerger, Neid und geheimen Ingrimm ihre Arbeit stillschweigend fort. Es kostete sie in der That keine geringe Ueberwindung, es Amaliens Haaren während des Frisirens nicht ein wenig empfinden zu lassen, wie aufgebracht sie war. „Bist du böse, Jettchen?" sagte Amalie sanft. „Das wäre ja dumm, sagte Jettchen, wenn ich böse wäre, da Sie so gut sind." „Das war sehr vernünftig gesprochen, sagte Gräfin Amalie; ich wünsche, du möchtest auch so vernünftig denken!"

Marie eilte indeß mit dem schönen Kleid voll Freude nach Hause. Der kluge Vater hatte aber über das schöne Geschenk keine besondere Freude. Er schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Du hättest mir das Körbchen lieber nicht in das Schloß getragen. Das Kleid ist mir, als

ein Geschenk von unserer gnädigen Herrschaft, zwar sehr schäzenswerth; allein ich fürchte, es möchten Andere auf uns neidisch, und was das schlimmste wäre, dich eitel machen. Sei daher doch recht auf deiner Hut, liebe Marie, daß wenigstens das Schlimmste unterbleibe. Bescheidenheit und Sittsamkeit kleiden ein Mädchen besser, als der schönste, auserlesendste Anzug."

Drittes Kapitel.

Der entwendete Ring.

Kaum hatte Marie das schöne Kleid anprobirt, es dann wieder sorgfältig zusammengelegt, und in den Kasten verschlossen, so kam die junge Gräfin blaß und zitternd und fast außer Athem in das kleine Stübchen.

„Um Gottes willen, Marie, sprach sie, was hast du gemacht? Der Diamantring meiner Mutter ist weg! Niemand kam in das Zimmer, als du. O gieb ihn doch geschwind her, sonst giebt das eine schrekliche Geschichte. Gieb geschwind; dann läßt sich die Sache noch vermitteln."

Marie erschrak, daß sie todtenbleich wurde. „Ach Gott, sagte sie, was ist das! Ich habe den Ring nicht. Ich habe in dem Zimmer nicht einmal einen Ring gesehen. Ich kam nicht von dem Pläzchen, auf dem ich stand."

„Marie, sagte die Gräfin Amalie wieder, ich bitte dich um deiner eigenen Wohlfahrt willen, gieb mir den Ring. Du weißt nicht, was der einzige Stein in demselben für einen Werth hat. Der Ring kostete bei tausend Thaler. Wenn du das gewußt hättest, so würdest du ihn sicher nicht genommen haben. Du sahst ihn wohl nur für eine Kleinigkeit an. Gieb ihn mir, und alles soll dir als ein jugendlicher Unverstand verziehen werden!"

Marie fing an zu weinen. „Wahrlich, sagte sie, ich weiß nichts von einem Ringe. Ich habe mir nie getraut, etwas Fremdes auch nur anzurühren, viel weniger

es zu stehlen. Mein Vater hat es mir zu sehr eingeschärft, Niemanden etwas zu nehmen.“

Jezt trat der Vater in das Stübchen. Er hatte in dem Garten gearbeitet, und die junge Gräfin so eilfertig in das Haus gehen sehen. „Gott im Himmel, was ist das?“ rief er, als er vernommen hatte, wovon die Rede sei. Der gute Mann hatte einen solchen Schreken, daß er sich an der Tischeke halten, und auf die Bank niedersezen mußte.

„Kind, sprach er, einen solchen Ring zu stehlen, ist ein Verbrechen, auf das der Tod gesezt ist. Das ist aber noch das Wenigste. Denke an das Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen. Für eine solche That sind wir nicht bloß den Menschen — wir sind dafür noch einem größern Herrn verantwortlich — dem höchsten Richter, der in alle Herzen blikt, und vor dem kein Läugnen und keine Ausflucht gilt. Hast du Gottes und seiner heiligen Gebote vergessen, und dich meiner väterlichen Ermahnungen in dem Augenblike der Versuchung nicht mehr erinnert; hast du deine Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelsteine verblenden und dich zu dieser Sünde verleiten lassen: so läugne es nicht, bekenne es, und gieb den Ring zurük. Das ist der einzige Weg, den Fehler gut zu machen, so viel er noch kann gut gemacht werden.“

Marie sagte weinend und schluchzend: „O Vater, gewiß — gewiß — ich habe nichts von einem Ringe gesehen. Ach, wenn ich einen solchen Ring auf der Straße gefunden hätte, ich würde keine Ruhe mehr haben, bis ich ihn dem Eigenthümer wieder zurükgestellt hätte. Gewiß, ich habe ihn nicht!“

„Siehe, fing der Vater wieder an; der Engel, die junge Gräfin Amalie, die nur aus Liebe zu dir herunter kam, um dich noch aus den Händen des Gerichts zu erretten; die es so gut mit dir meint, die dich diesen Augenblik erst so reichlich beschenkte, verdient es nicht, daß du sie belügest — und sie zu deinem eigenen Verderben zu hintergehen suchest! Hast du den Ring, so sage es, und die gnädige Gräfin hier wird durch ihre

Fürbitte die verdiente Strafe von dir abwenden. Marie, sei aufrichtig und lüge nicht."

„Vater! sagte Marie, Ihr wißt es ja selbst, in meinem ganzen Leben habe ich nicht eines Hellers werth gestohlen! Nicht einmal einen Apfel von einem fremden Baume, oder eine Handvoll Gras von der Wiese eines andern würde ich mir zu nehmen getrauen; wie viel weniger etwas so Kostbares. Glaubt es doch, Vater! ich habe Euch ja in meinem Leben nie angelogen!"

„Marie, sagte der Vater noch einmal, siehe meine grauen Haare an! Bringe sie nicht mit Herzenleid unter die Erde! Erspare mir diesen Jammer! Sage es vor Gott — zu dem ich bald zu kommen hoffe, und der keine Diebin in seinem Himmel eingehen läßt — hast du den Ring? Um deiner eigenen Seligkeit willen bitte ich dich, sage die Wahrheit!"

Marie blikte mit weinenden Augen zum Himmel, erhob die gefalteten Hände und rief: „Gott weiß es, ich habe den Ring nicht! So gewiß ich selig werden will, so gewiß habe ich ihn nicht."

„Nun, sagte der Vater, so glaub ich es auch, du hast ihn nicht. Denn so würdest du vor Gottes Angesicht, vor der edlen Gräfin hier, und vor deinem alten Vater nicht lügen. Und da du, wie ich fest glaube, unschuldig bist, so bin ich ruhig. Sei du es auch, Marie, und fürchte nichts. Es giebt nur ein einziges wahres Uebel in der Welt, das wir zu fürchten haben, und das ist die Sünde. Kerker und Tod sind nichts dagegen. Was nun auch über uns kommen wird, und wenn uns auch alle Menschen verlassen, und wider uns sein werden: so haben wir doch Gott zum Freunde, und er rettet uns gewiß, und bringt unsre Unschuld hier oder dort an den Tag."

Die junge Gräfin wischte sich eine Thräne ab und sagte: „Wenn ich euch, ihr lieben Leute, so reden höre, so glaube ich es freilich auch, daß ihr den Ring nicht habt. Allein, wenn ich wieder alle Umstände überlege, so scheint es mir doch nicht anders möglich — ihr müßt ihn haben! Meine Mutter weiß das Pläzchen auf ih-

rem Arbeitstischchen, wo sie den Ring hinlegte, gerade bevor ich mit Marien ins Zimmer trat, bestimmt. Keine Seele kam sonst in das Zimmer. Daß ich nicht an das Tischchen hinkam, wird Marie selbst bezeugen. Marie war, während meine Mutter mit mir in dem Nebenzimmer redete, allein in dem Zimmer, vor ihr und nach ihr kein Mensch. Nachdem wir fort waren, schloß meine Mutter die Thüre, um sich anders anzukleiden. Da sie angekleidet ist, und nur noch den Ring ansteken will — weg ist er. Zum Ueberflusse durchsuchte meine Mutter noch selbst das ganze Zimmer. Sie brauchte noch die Vorsicht, und ließ niemanden von unsern eigenen Leuten, nicht einmal mich in das Zimmer, bis sie alles zwei, drei Mal durchsucht hatte. Allein vergebens! Wer kann nun den Ring haben?" —

„Das begreife ich auch nicht! sagte der Vater. Gott hat uns eine schwere Prüfung zugedacht. Doch, was da auch über uns verhängt sein sollte — sagte er mit einem Blike zum Himmel — siehe, Herr, hier bin ich! nur deine Gnade, o Gott, und es ist mir genug."

„Wahrhaftig, sagte die Gräfin, ich gehe mit recht schwerem Herzen nach Hause. Das ist mir ein trauriger Geburtstag! Es wird eine böse Geschichte geben. Meine Mutter hat zwar noch keiner Seele ein Wort davon gesagt, als mir, um Marien nicht unglüklich zu machen. Allein länger läßt sich die Sache nicht mehr verheimlichen. Meine Mutter muß den Ring heute tragen. Mein Vater, den wir heute auf Mittag aus der Residenz erwarten, würde ihn sogleich vermissen. Er hat ihr ihn an dem Tage verehrt, da ich zur Welt kam. Sie trug ihn noch jedesmal an meinem Geburtstage. Sie erwartet, daß ich ihn gewiß bringe!" — — „Lebt wohl! sagte Amalie noch. Ich will es wohl sagen, daß ich euch für unschuldig halte; aber wird man mir es auch glauben?" Sie ging traurig und mit Thränen in den Augen zur Thüre hinaus. Vater und Tochter waren zu bestürzt, als daß eines sie hätte begleiten können.

Der Vater saß auf der Bank, stüzte den Kopf auf die Hand, sah nachdenkend zur Erde, und Zähren flossen

über seine bleichen Wangen. Marie fiel vor ihm auf die Knie, blikte weinend zu ihm auf, und sagte: „O Vater, gewiß, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig. Gewiß, ich bin unschuldig!“

Der Vater hob sie auf, blikte ihr lange in die blauen Augen und sagte dann: „Ja, Marie, du bist unschuldig. So redlich und treuherzig kann einen die Schuld nicht anbliken.“

„O Vater, fing Marie wieder an, was kann dieß für ein Ende nehmen! Wie wird es uns ergehen! O, wenn das, was da kommen wird, nur mich allein träfe, ich wollte es gerne tragen. Aber daß Ihr, Ihr wegen meiner leiden sollet, das ist mir das Schreklichste.“

„Vertrau' auf Gott, sagte der Vater, und sei unverzagt. Gegen seinen Willen kann uns kein Haar gekrümmt werden. Was da kommen wird, ist alles von Gott — also gut, und zu unserm Besten, und was wollen wir mehr? — Laß dich nur nicht schreken, und bleibe immer genau bei der Wahrheit. Wie man dir drohen, was man dir auch versprechen wird, weiche nur kein Haar breit von der Wahrheit ab, und verleze dein Gewissen nicht. Ein gutes Gewissen ist ein gutes Hauptkissen — auch im Kerker.“ —

„Wir werden jezt wohl von einander getrennt werden; dein Vater wird dich nicht mehr trösten können. Gute Marie! halte dich also desto fester an deinen Vater im Himmel. Er, der mächtige Beschüzer der Unschuld, kann dir nicht genommen werden!“

Jezt ward plözlich die Thüre aufgerissen — der Justizamtmann, der Actuar, und mehrere Gerichtsdiener traten in das Stübchen. Marie that einen lauten Schrei und umfaßte ihren Vater mit beiden Armen. „Reißt sie auseinander, rief der Amtmann, und seine Augen funkelten vor Zorn. Die Tochter legt in Ketten und werft sie in das Gefängniß. Auch den Vater bringt einstweilen in sichere Verwahrung. Haus und Garten haltet wohl besezt und bewacht, und laßt niemand herein, bis ich und der Aktuar alles selbst genau durchsucht haben.“

Die Gerichtsdiener rißen Marie, die ihren Vater fest umschlungen hielt, ihm mit Gewalt aus den Armen, und fesselten sie. Sie fiel in Ohnmacht, und ward ohnmächtig fortgeschleppt. Als man Vater und Tochter auf die Straße heraus brachten, waren schon eine Menge Leute zusammen gelaufen. Die Geschichte von dem Ringe hatte sich sogleich durch den ganzen Fleken verbreitet. Es war ein Auflauf, ein Gedränge um das kleine Gärtnerhaus, als stünde es im Brande. Man hörte die verschiedensten Urtheile. So gut Jakob und Marie gegen alle Menschen waren, so fehlte es doch nicht an Leuten, die voll Schadenfreude die boshaftesten Anmerkungen machten. Weil Jakob und Marie durch Fleiß und Sparsamkeit sich sehr gut fortbrachten, so wurden sie von Manchen beneidet. „Nun weiß man doch, sagten sie, woher ihr Vermögen kommt. Vorher konnten wir es nicht begreifen. So aber — ist es keine Kunst, besser zu leben, und sich schöner zu kleiden, als andere ehrliche Leute im Fleken.“

Die meisten Einwohner von Eichburg hatten aber ein aufrichtiges Mitleiden mit dem ehrlichen Jakob und seiner guten Tochter, und mancher Hausvater und manche Hausmutter sprachen unter einander: „Ach Gott, es ist doch ein Elend mit uns Menschen. Der Beste ist nicht sicher vor dem Fall. Wer hätte das von den wakern Leuten gedacht? Doch — vielleicht ist es nicht so, und dann wolle Gott ihre Unschuld an den Tag kommen lassen! Und wäre es auch, nun, so wolle Gott ihnen beistehen, daß sie ihren Fehler erkennen, sich bessern, und dem großen Unglüke, das ihnen droht, entgehen. Er wolle uns alle in Gnaden vor Sünden bewahren, vor denen wir ja keinen Tag ganz sicher sind!“

Von den Kindern des Ortes standen da und dort einige beisammen und weinten. „Ach, sagten sie, wenn man sie einsperrt, so kann uns ja der ehrliche Jakob kein Obst und die gute Marie keine Blumen mehr geben. Man sollte es nicht thun!“

Viertes Kapitel.

Marie im Gefängnisse.

Man hatte Marien noch halb ohnmächtig in das Gefängniß gebracht. Sie kam zu sich selbst, weinte, schluchzte, rang die Hände, betete und sank dann, von Schreken, Traurigkeit und dem vielen Weinen ganz erschöpft, auf ihr Lager von Stroh, und ein sanfter Schlaf schloß ihr die müden Augenlieder. Als sie wieder erwachte, war es bereits Nacht. Alles um sie her war dunkel und sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte lange nicht, wo sie war. Die Geschichte mit dem Ringe kam ihr wie ein bloßer Traum vor, und sie meinte anfangs, sie befinde sich in ihrem Bette. Sie fing schon an, sich zu freuen — allein da fühlte sie die Ketten an ihren Händen, und das Rasseln derselben klang fürchterlich in ihren Ohren. Erschroken fuhr sie von ihrem Strohlager auf. „O was kann ich anders thun, rief sie, und sank auf die Knie, als diese gefesselten Hände zu Dir empor heben, lieber Gott! O blike in dieses Gefängniß, und sieh mich hier auf meinen Knien. Du weißt es, daß ich unschuldig bin! Du bist der Retter der Unschuld! Rette mich! Erbarme Dich meiner — erbarme Dich meines armen alten Vaters! o gieb doch nur wenigstens ihm Trost in das Herz, und laß lieber mich alle Leiden doppelt fühlen!"

Ein Strom von Thränen floß bei dem Gedanken an ihren Vater aus ihren Augen; Schmerz und Mitleiden erstikten ihre Stimme. Sie weinte und schluchzte lange so fort.

Jezt schien der Mond, den bisher schwere Gewitterwolken bedekt hatten, durch das kleine, schwarze Eisengitter in ihren Kerker, und bildete das Gitter auf dem Boden des Gefängnisses ab. Marie konnte am Wiederscheine des hellen Mondlichtes die vier Wände des engen Kerkers, die rothen Ziegelsteine, aus denen sie aufgeführt waren, die weißen Kalkfugen zwischen den rothen

Steinen, das kleine Mäuerlein, das in einer Eke statt eines Tisches angebracht war, den irdenen Krug und das irdene Schüsselein, die auf dem Mäuerchen standen, und jedes Hälmlein des Strohes, daß ihr zum Lager diente, deutlich erkennen. So wie die dichte Finsterniß um Marie verschwunden war, wurde es ihr etwas leichter um das Herz. Es war ihr bei dem Anblike des Mondes nicht anders, als erblikte sie einen alten Freund. „Kommst du, sagte sie, lieber Mond, und siehst du dich nach deiner Freundin um? O damals, als du noch durch die grünen Rebenblätter am Fenster in mein kleines Schlafkämmerlein schienest, damals glänztest du viel schöner und heller, als jezt durch dieses dike, schwarze Eisengitter. Trauerst du etwa auch mit mir? — Ach, ich hätte freilich nie geglaubt, dich einmal so zu sehen! — Was macht wohl jezt mein Vater? Wacht er jezt vielleicht auch, und weinet und jammert er, wie ich? Ach, daß ich ihn doch nur einen Augenblik sehen könnte! Du, lieber Mond, blikest vielleicht jezt auch in seinen Kerker! O, könntest du doch reden, könntest du ihm doch sagen, wie seine Marie um ihn weine und jammere!"

„Aber wie thöricht rede ich in meiner Trauer! Verzeih mir diese eiteln Reden, lieber Gott! Du, o Gott, blikest in das Gefängniß meines Vaters! Du siehst ihn und mich! Du schauest in unser beider Herzen! Deine allmächtige Hülfe läßt sich durch keine Mauern und durch keine Eisengitter abhalten. O sende Du ihm Trost in seinen Leiden!"

Marie bemerkte hierauf mit Verwunderung, daß ein lieblicher Geruch von Blumen ihr Gefängniß erfülle. Sie hatte am Morgen einige Rosenknospen und andere Blumen, die ihr von dem Blumenkörbchen übrig geblieben waren, in ein Sträußchen gebunden, und es vor die Brust gestekt. Die Blumen hauchten die süssen Wohlgerüche aus. „Seid ihr noch da, ihr lieben Blümchen, sagte sie, als sie das Sträußchen erblikte, und mußtet ihr auch mit mir in das Gefängniß hieher wandern, ihr schuldlosen Geschöpfe? Womit habt denn ihr es verdient?

Doch, das sei mein Trost, daß ich es so wenig verschuldet habe, als ihr."

Sie nahm daß Sträußchen ab, und betrachtete es am Schimmer des Mondes. „Ach, sagte sie, als ich am Morgen in meinem Garten diese Rosenknospen und an dem nahen Bächlein diese Vergißmeinnicht pflükte, wer hätte da geglaubt, daß ich den Abend in diesem Kerker liegen würde! — Als ich jene Blumenkette flocht, wer hätte es gedacht, daß ich heute noch diese eisernen Ketten tragen würde? So veränderlich ist alles auf Erden! So weiß kein Mensch, wie schnell es mit ihm anders werden kann — und zu welchen traurigen Ereignissen seine schuldlosesten Handlungen Anlaß geben können! Der Mensch hat also wohl Ursache, sich jeden Morgen dem Schuze Gottes zu empfehlen."

Sie weinte aufs neue; ihre Thränen tröpfelten auf die Rosenknospen und Vergißmeinnicht, und schimmerten im Mondlichte daran, wie Thau. „Der die Blumen nicht vergißt, und sie mit Thau und Regen tränkt, sagte sie, kann ja auch meiner nicht vergessen. Ja, Du lieber Gott! tröpfle Trost in mein Herz und in das Herz meines Vaters, wie Du die Kelche der dürstenden Blumen mit reinem Thau des Himmels füllest!"

Mit Thränen gedachte sie jezt ihres Vaters. „O du guter Mann! sagte sie; wenn ich dieses Sträußchen da so betrachte — wie viele deiner Worte, die du mir über die Blumen sagtest, kommen mir da wieder zu Sinne!"

„Diese Rosenknospen da blühten aus den Dornen hervor; so werden auch aus diesen meinen Leiden Freuden hervorblühen! Wer diese halbaufgeblühte Rose früher hätte aus der festverschlossenen Knospe hervorziehen wollen, der hätte sie nur zerstört. Gott enthüllte sie nach und nach, gleichsam mit sanftem leisen Finger, diese zarten Purpurblättchen, und hauchte in ihr Innerstes den lieblichen Wohlgeruch. Er wird auch mein Leiden wenden, und den Segen, den es in sich schließt, enthüllen! Ich will also geduldig warten, bis die rechte Zeit dazu ist!"

„Diese Vergißmeinnicht erinnern mich an ihren Schöpfer! Ja, Du lieber Gott, ich will Deiner nicht vergessen, wie Du meiner nicht vergißest! — Sie sind blau, diese zarten Blümchen, wie der Himmel. Der Himmel sei mein Trost bei allen Leiden dieser Erde!“

„Das ist eine wohlriechende Wike, mit den zarten weißen und rothen Blättchen! Wie dieses schlanke Gewächs sich an dem nahen Stabe, ohne den es im Staube kriechen würde, aufschwingt, und so — freudig blühend — wie mit Schmetterlingsflügeln über dem Staube der Erde schwebt, so will ich mich fest an Dich halten, o Gott, und mich so über den Staub und die Leiden der Erde fröhlich emporschwingen.“

„Die Resede hier ists vorzüglich, die den ganzen Kerker mit lieblichen Gerüchen erfüllt. Sanftes, mildes Kräutchen, auch den, der dich abbricht, erfreuest du mit deinem Wohlgeruch. Dir will ich auch gleichen — auch denen gut sein, die mich, ohne daß ich ihnen etwas zu Leid that, aus meinem Garten rißen, und in diesen Kerker warfen!

„Hier ist ein Zweiglein Sinngrün. Dieses bleibet auch im Winter frisch, und behält auch zur rauhen Jahreszeit die schöne, grüne Farbe der Hoffnung! Ich will auch jezt, zur Zeit des Leidens, die Hoffnung nicht aufgeben. Gott, der dieses kleine Gewächs mitten unter den Stürmen des Winters, unter Eis und Schnee, frisch und grün erhalten kann, der wird auch mich erhalten — mitten unter den Stürmen des Leidens!“

„Da sind noch ein Paar Lorbeerblätter. Diese erinnern mich an den unverwelklichen Lorbeerkranz, der allen, die hier auf Eden geduldig und heldenmüthig leiden, im Himmel hinterlegt ist. O mir ist es, ich sehe ihn schon, von goldenen Strahlen umgeben, diesen herrlichen, ewiggrünen Siegeskranz! Ihr Blumen der Erde seid wie ihre Freuden, alle vergänglich, und welket alle bald dahin. Aber dort droben wartet nach den kurzen Leiden dieser Erde eine Seligkeit, eine Herrlichkeit auf uns, die ewig und unvergänglich ist.“

Eine finstere Wolke verdunkelte jezt plözlich den Mond. Marie sah nichts mehr von ihren Blumen, und schauerliches Dunkel erfüllte den Kerker. Es ward ihr aufs neue bange um das Herz. Allein bald ging die Wolke vorüber, und der Mond schien wieder hell und schön, wie zuvor. „So, sprach jezt Marie, kann die Unschuld wohl auch verdunkelt werden; aber am Ende glänzt sie doch wieder hell und schön. So wirst Du, o Gott, auch meine Unschuld, auf der jezt eine schwere Wolke bösen Verdachts ruht, am Ende gegen alle falsche Beschuldigungen siegen lassen.“

Marie legte sich jezt wieder auf ihren Bund Stroh nieder und schlief ruhig und getrost ein. Ein lieblicher Traum tröstete und erheiterte sie noch im Schlafe. Sie träumte, sie wandle beim Mondscheine in einem ihr ganz fremden Gärtchen, das mitten in einer rauhen Wildniß voll finsterer Tannen lag, und ihr unbeschreiblich lieblich und freundlich vorkam. So hell und schön hatte sie den Mond noch nie gesehen. Alle die bunten Blumen des Gärtchens blühten und dufteten, von seinem sanften Schimmer erhellt, schöner und lieblicher. Auch ihren Vater erblikte sie in dem wunderschönen Gärtchen. Der Mond erleuchtete sein ehrwürdiges, heiter lächelndes Angesicht. Sie eilte auf ihn zu, und weinte an seinem Halse die süßesten Thränen, von denen, als sie erwachte, ihre Wangen noch ganz naß waren.

Fünftes Kapitel.

Marie vor Gericht.

Marie war kaum erwacht, so trat ein Gerichtsdiener in das Gefängniß, und führte sie vor Gericht. Ein Schauder überlief sie, als sie in die düstre, hochgewölbte Gerichtsstube, mit den alterthümlichen Fenstern voll kleiner sechsekigter Scheiben hineintrat. Der Amtmann saß als Richter in einem großen mit blutrothem Tuche überzogenen Armsessel; der Aktuar mit der Feder in der Hand an einem ungeheuern Schreibtische, der vor Alter bereits

ganz schwarz aussah. Der Richter legte ihr eine Menge Fragen vor; Marie beantwortete sie alle der Wahrheit gemäß. Sie weinte, jammerte, betheuerte ihre Unschuld. Allein der Richter sprach: „Mich betrügest du nicht, das Unmögliche für möglich zu halten. Niemand kam in das Zimmer, als du; niemand kann den Ring haben, als du; also bekenne!“

Marie wiederholte unter Thränen: „Ich kann und weiß es einmal nicht anders zu sagen! ich weiß gar nichts von einem Ringe; ich sah ihn nicht, und hab' ihn nicht!“

„Man hat den Ring in deinen Händen gesehen! fuhr der Richter fort. Was sagst du nun dazu?“ Marie betheuerte das sei unmöglich. Der Richter klingelte hierauf, und — Jettchen wurde herein geführt.

Jettchen hatte in ihrem grimmigen Zorne wegen des Kleides und in der bösen Absicht, Marien um die Gunst der Herrschaft zu bringen, zu den Leuten im Schloße gesagt: „Den Ring hat niemand anders, als das liederliche Gärtnermädchen. Als ich sie die Treppe herab kommen sah, betrachtete sie in der Hand einen Ring mit Steinen. Sie schob ihn aber, als sie mich merkte, den Augenblik erschroken ein. Mir kam das sogleich verdächtig vor. Indeß wollte ich nicht voreilig sein, und schwieg. Vielleicht, dachte ich, hat man ihr den Ring, so wie manches Andere, geschenkt. Hat sie ihn aber gestohlen, so wird es schon Lärm werden, und dann ist es noch immer Zeit zu reden. Ich bin recht froh, daß ich heute noch nicht in das Zimmer der gnädigen Gräfin kam. Solche schlechte Leute, wie diese heuchlerische Marie, könnten auch noch andere honette Personen in Verdacht bringen.“

Man nahm Jettchen beim Worte; sie sollte jezt ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Als sie in die Gerichtsstube trat, und der Richter sie ermahnte, vor Gott die Wahrheit zu bekennen, da klopfte ihr freilich das Herz nicht wenig, und die Knie zitterten ihr. Allein das schlechte Mädchen gab den Worten des Richters und der Stimme ihres Gewissens kein Gehör. Sie dach=

te; wenn ich jezt bekenne, daß ich gelogen habe, so werde ich davon gejagt, oder gar eingesperrt! Sie bestand daher auf ihrer Lüge, und sagte es Marien frech unter das Gesicht: „Du hast den Ring; ich habe ihn bei dir gesehen.“

Marie entsezte sich über diese Falschheit. Allein sie lästerte und schmähte nicht. Sie weinte bloß, und konnte vor Weinen kaum die Worte hervorbringen: „Es ist nicht wahr; du sahest den Ring nicht bei mir. Wie magst du doch so entsezlich lügen, und mich, die dir kein Leid gethan hat, so unglüklich machen!“

Allein Jettchen, die nur auf ihren eigenen zeitlichen Vortheil sah, und noch immer voll Haß und Neid gegen Marie war, kehrte sich gar nicht daran. Sie wiederholte ihre Lüge noch einmal mit allen erdichteten Umständen ausführlich, und ward dann auf den Wink des Richters wieder abgeführt.

„Du bist überwiesen! sagte der Richter hierauf zu Marien. Alle Umstände sind gegen dich. Die Kammerjungfer der jungen Gräfin hat den Ring sogar in deinen Händen gesehen. Nun sag' an, wo du ihn hingethan hast?“

Marie blieb darauf, sie habe ihn nicht. Da ließ der Richter sie schlagen bis aufs Blut. Marie schrie weinte, flehte zu Gott, wiederholte immer und immer, sie sei unschuldig — allein alles half nichts. Sie wurde grausam mißhandelt. Blaß, zitternd, blutend wurde sie endlich wieder in das Gefängniß geworfen. Ihre Wunden schmerzten sie entsezlich; schlaflos lag sie die halbe Nacht auf ihrem harten Lager von Stroh; sie weinte, wimmerte, betete zu Gott — dieser sandte ihr endlich einen erquikenden Schlummer.

Des andern Tages ließ der Richter Marien wieder vor Gericht bringen. Da alle Strenge nichts geholfen hatte, so versuchte er, sie durch Milde und durch freundliche Versprechungen zum Geständniße zu bringen. „Du hast das Leben verwirkt! sagte er. Du hast verdient, durch das Schwert hingerichtet zu werden. Wenn du aber bekennest, wo der Ring ist, so soll dir nichts wei-

ters mehr geschehen. Die Schläge sollen für deine Strafe gelten. Du sollst mit deinem Vater wieder friedlich in deine Wohnung zurük kehren. Bedenke das wohl, und wähle — zwischen Leben und Tod! Sieh, ich meine es gut mit dir. Was wird der gestohlene Ring dir nüzen, wenn dein Haupt blutend zu deinen Füßen liegt!" —— Marie blieb bei ihrer ersten Aussage.

Der Richter, der ihre große Liebe zu ihrem Vater bemerkt hatte, fuhr fort: „Wenn du denn verstokt bleiben, und selbst dein junges Leben nicht achten willst — so denke an das graue Haupt deines Vaters! Willst du es blutend unter der Hand des Henkers fallen sehen? Wer, als er, kann dich beredet haben, so hartnäkig zu läugnen? Meinest du nicht, daß es ihm auch den Kopf kosten könnte?" Marie erschrak über diese Worte, daß sie fast umsank. „Bekenne, sagte der Richter, daß du den Ring genommen hast. Ein Wort, die einzige Silbe „Ja!" kann dein und deines Vaters Leben retten!" —

Dieß war für Marie eine harte Versuchung. Sie schwieg lange still. Es kam ihr wohl der Gedanke, sie könnte sagen, sie habe den Ring genommen, aber unterwegs verloren. Allein sie dachte bei sich selbst: „Nein, es ist doch besser, es durchaus mit der Wahrheit zu halten. Lügen wäre ja Sünde. Um keinen Preis will ich keine Sünde begehen — und könnte ich dadurch selbst mein und meines Vaters Leben retten. Dir, o Gott, will ich gehorchen, und alles übrige getrost Dir überlassen." Sie sagte hierauf mit lauter, bewegter Stimme: „Wenn ich sagen würde, daß ich den Ring habe, so wäre das eine Lüge; und wenn ich mich durch eine Lüge vom Tode befreien könnte, so wollte ich es doch nicht thun. Aber — fuhr sie fort — wenn einmal Blut fliessen soll, o so schonet doch der grauen Haare meines guten Vaters! Für ihn will ich mit Freuden mein Blut vergießen."

Von diesen Worten wurden alle, die zugegen waren, gerührt. Selbst dem Richter, ein so ernster, strenger Mann er sonst war, gingen sie zu Herzen. Er

schwieg — und winkte, Marien wieder in das Gefängniß zu führen.

Sechstes Kapitel.

Vater Jakob bei Marie im Gefängnisse.

Der Richter befand sich nun in nicht geringer Verlegenheit. „Es ist heute schon der dritte Tag, sagte er am folgenden Morgen zu seinem Aktuar, und wir sind noch nicht weiter, als in der ersten Stunde. Wenn ich nur eine Möglichkeit vor mir sähe, daß jemand anders den Ring haben könnte, so wollte ich glauben, das Mädchen sei unschuldig. Eine solche Hartnäkigkeit in einem so zarten Alter ist etwas ganz Unerhörtes. Allein die Umstände sind zu klar gegen sie; es kann nicht anders sein, sie muß den Ring dennoch gestohlen haben.“

Er ging noch einmal zur Gräfin, und befragte sie noch einmal um die kleinsten Umstände. Er nahm Jettchen noch einmal in das Verhör. Er saß den ganzen Tag über den Prozeßakten, und überlegte ein jedes Wort, das Marie im Verhöre gesagt hatte. Er ließ endlich noch am späten Abende Mariens Vater aus dem Gefängnisse holen, und auf sein Zimmer bringen.

„Jakob, fing er an, ich bin zwar als ein strenger Mann bekannt; aber das werdet Ihr mir doch nicht nachsagen können, daß ich in meinem Leben jemanden mit Wissen Unrecht gethan habe. Ich denke, Ihr traut es mir zu, daß ich den Tod Eurer Tochter nicht will. Allein nach allen Umständen muß sie den Diebstahl begangen haben, und nach den Gesezen muß sie sterben. Die Aussage der Kammerjungfer bringt die Sache zur völligen Gewißheit. Wenn indeß der Ring zum Vorschein käme, und so der Schaden gut gemacht würde, so könnte sie ihrer Jugend wegen begnadigt werden. Fährt sie aber fort, so hartnäkig und boshaft zu läugnen; so ersezt die Bosheit, was ihr an Jahren abgeht, und sie ist ein Kind des Todes. Geht also zu ihr, Jakob; redet ihr zu, den Ring zurük zu geben, und

ich gebe Euch die Hand darauf, sie soll dann — aber nur dann, merkt das! — nicht sterben, sondern mit einer gelindern Strafe davon kommen. Ihr seid Vater: Ihr vermöget alles über sie! Wenn Ihr nichts aus ihr heraus bringt — was kann man anders denken, als daß Ihr mit ihr einverstanden seid, und an ihrem Verbrechen Theil genommen habt? Noch einmal! wenn der Ring nicht zum Vorschein kommt, so geht es nicht gut."

Der Vater sagte: „Reden will ich wohl mit ihr; aber daß sie den Ring nicht gestohlen hat, und es also nicht einbekennen wird, weiß ich schon zuvor. Ich will indeß alles versuchen, und ich sehe es als eine große Gnade an, daß ich mein Kind, wenn es, jedoch unschuldig, hingerichtet werden sollte, zuvor noch einmal sehen darf!"

Der Gerichtsdiener führte den alten Mann stillschweigend in Mariens Gefängniß, stellte die rauchende Oellampe auf das Mäuerlein im Kerker, auf dem das irdene Schüsselein mit Mariens Nachtessen und der irdene Wasserkrug noch unberührt da standen, ging dann wieder heraus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Marie lag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, auf ihrem Stroh, und schlummerte ein wenig. Als sie die Augen öffnete, und den düsterrothen Schimmer der Oellampe bemerkte, wandte sie sich um — erblikte ihren Vater, that einen lauten Schrei, fuhr, daß ihre Ketten rasselten, von ihrem Strohlager auf, und fiel, halb ohnmächtig, ihrem Vater um den Hals. Er sezte sich mit ihr auf das Stroh, und schloß sie fest an seine Arme. Beide schwiegen lange, und ihre Thränen floßen in einander.

Endlich fing der Vater an, seinem Auftrage gemäß zu reden. „Ach Vater, fiel ihm Marie in das Wort, Ihr, Ihr werdet ja doch nicht an meiner Unschuld zweifeln! Ach Gott, fuhr sie weinend fort, so ist denn kein Mensch mehr in der Welt, der mich nicht für eine Diebin hält! Selbst mein Vater nicht! — Vater, glaubt es doch, Ihr habt an mir keine Diebin erzogen."

„Sei ruhig, liebes Kind, ich glaube dir! sprach der Vater. Es ward mir bloß so befohlen, dich zu fragen.“ Beide schwiegen wieder.

Der Vater betrachtete Marien. Ihre Wangen waren blaß und abgehärmt, ihre Augen vom Weinen roth und geschwollen, ihre dichten, blonden Haare, in die sie sich hätte ganz einhüllen können, waren aufgelöset und floßen zerstreuet umher. „Armes Kind, sprach er, Gott hat dir ein schweres Leiden aufgelegt! Und ich fürchte — ich fürchte, das Allerschwerste, das Entsezlichste kommt erst noch! Ach vielleicht — vielleicht werden sie dir dieses jugendliche Haupt gar abschlagen!“ —

„Ach Vater, sagte Marie, um mich ist es mir gar nicht. Aber Euer graues Haupt — o Gott! — wenn ich das unter dem Schwerdte müßte fallen sehen!“

„Für mich fürchte nichts, liebes Kind, sagte der Vater. Mir geschieht nichts; aber mit dir — ich hoffe zwar noch das Bessere — aber mit dir könnte es wirklich so weit kommen, daß — —

„O, rief Marie freudig, indem sie den Vater unterbrach, wenn dieß ist, dann ist mir der schwerste Stein vom Herzen — dann ist alles gut. Vater, gewiß! ich fürchte den Tod nicht. Ich komme ja zu Gott, zu meinem Erlöser! Auch meine Mutter werde ich im Himmel sehen! O wie freue ich mich darauf!“

Diese Worte gingen dem alten Vater tief zu Herzen. Er weinte wie ein Kind. „Nun Gottlob, sagte er endlich, und faltete die Hände, Gottlob, daß ich dich so gefaßt finde. Zwar ist es hart — sehr hart — für einen alten, abgelebten Mann, für einen liebenden Vater, sein einziges, inniggeliebtes Kind, den einzigen Trost, die lezte Stüze, die Krone und Freude seines Alters, so zu verlieren! — Doch, schluchzte er mit gebrochener Stimme, Herr, dein Wille geschehe! Du verlangest ein schweres Opfer von dem Vaterherzen. Allein Dir bringe ich es willig. Nimm sie hin! in Deine Hände übergebe ich sie, mein Liebstes auf Erden; da ist sie am besten aufgehoben. Deinem unendlich liebevollern Vaterherzen empfehle ich sie; da ist sie am besten versorgt.“

„Ach, es ist doch besser, liebe Marie! du stirbst unschuldig auf der Richtstätte unter dem Schwerte des Scharfrichters, als daß ich es hätte erleben müssen, daß du in dieser verderblichen Welt verführt, deiner Unschuld beraubt, und zur Sünde und Laster wärest verleitet worden. Verzeihe, daß ich so rede. Du bist wohl noch gut, sehr gut — werth, unter die Engel des Himmels versezt zu werden; aber die Welt ist böse, sehr böse, alles ist möglich, und selbst Engel fielen. Stirb denn, wenn es Gottes heiliger Wille so sein sollte, getrost, meine Tochter. Das ist der schönste Tod, so blutig er auch sein mag. Du wirst dann als eine reine unbeflekte Lilie aus einem rauhen Boden in das bessere Land — ins Paradies versezt.“

Ein Strom von Thränen unterbrach seine Wort. „Doch, noch Eines! sagte er über eine Weile. Jettchen hat gegen dich gezeugt. Sie betheuerte es eidlich, sie habe den Ring in deiner Hand gesehen. Ihr Zeugniß ist dein Tod, wenn du solltest hingerichtet werden. Aber — nicht wahr, du verzeihest ihr? Du nimmst keinen Haß mit in jene Welt? — Ach, auf diesem Stroh hier, in diesem dumpfen Kerker, mit diesen schweren Ketten beladen, bist du doch glüklicher, als sie in dem herrschaftlichen Schlosse, in Seide und Spizen, in Ueberfluß und Ehre. Besser unschuldig sterben, wie du, als schändlich leben, wie sie. Verzeihe ihr, Marie, wie dein Erlöser seinen Feinden auch verzieh. Nicht wahr, du verzeihst ihr, du nimmst alles von Gott?“ — Marie betheuerte es.

„Und nun, fuhr der Vater fort, denn er hörte den Gerichtsdiener kommen, empfehle ich dich Gott und seiner Gnade — und deinem Erlöser, der auch unschuldig gleich einem Uebelthäter hingerichtet wurde! Und solltest du mein Angesicht nicht mehr sehen, sollte es jezt das lezte Mal sein, daß ich dich erblikte, so werde ich dir bald nachfolgen in den Himmel! Denn diesen Schlag — ich fühle es — überlebe ich nicht lange.“

Der Gerichtsdiener mahnte den Vater, zu gehen. Marie wollte ihn zurük halten, und umschloß ihn fest

mit ihren Armen. Der Vater machte sich mit sanfter Gewalt von ihr los. Ohne Bewußtsein sank sie auf ihr Stroh.

Jakob ward wieder zu dem Richter hinauf geführt. „Vor Gott, dem Allmächtigen, betheuere ich es, rief er ganz außer sich, als er in das Zimmer trat, und erhob die rechte Hand zum Himmel, sie ist unschuldig! Mein Kind ist keine Diebin.“

„Ich möchte es bald auch glauben, sagte der Richter; allein leider darf ich nicht nach Euern und Euerer Tochter Betheurungen richten, sondern ich muß so richten, wie die Sache nun einmal daliegt, und der Buchstabe des Gesezes es mir vorschreibt.“

Siebentes Kapitel.

Das Urtheil und dessen Vollziehung.

Jedermann im Schlosse und in ganz Eichburg war nun begierig, wie Mariens Handel ausgehen werde. Alle Gutgesinnten zitterten für ihr Leben; denn in den damaligen Zeiten wurde der Diebstahl äußerst strenge bestraft, und mancher Mensch wegen einer Summe Geldes hingerichtet, die nicht den zwanzigsten Theil von dem Werthe des Ringes betrug. Der Graf wünschte nichts sehnlicher, als Marien unschuldig zu finden; er durchlas alle Verhörsprotokolle selbst, unterredete sich Stundenlang mit dem Amtmanne, konnte sich aber nicht von ihrer Unschuld überzeugen, indem es ihm schlechterdings unmöglich schien, daß ein anderer Mensch den Ring entwendet habe. Die beiden Gräfinnen, Mutter und Tochter, baten mit Thränen in den Augen, Marien doch nicht hinrichten zu lassen. Der alte Vater im Gefängnisse flehte Tag und Nacht ohne Unterlaß zu Gott, Er wolle doch die Unschuld seiner Tochter an den Tag bringen. Marie glaubte, so oft sie den Gerichtsdiener mit den Schlüsseln kommen hörte, man werde ihr das Todesurtheil ankündigen. Der Scharfrichter reinigte einsswei-

ken die Richtstätte von den wilden Kräutern, mit denen sie überwachsen war.

Jettchen erblikte ihn auf einem Spaziergange bei dieser Arbeit, und ein Stich ging ihr in das Herz. Sie war sehr bestürzt, saß ganz bleich bei dem Abendessen, rührte nichts an, und jedermann sah, daß es ihr gar nicht wohl zu Muthe sei. Die Nacht darauf schlief sie sehr unruhig, und Mariens blutiges Haupt kam ihr mehr als einmal im Traume vor. Ihr böses Gewissen ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Allein das nichtswürdige Mädchen war nun einmal ganz sinnlich und irdisch gesinnt; sie hatte den edlen Muth nicht, durch ein aufrichtiges Geständniß ihren Fehler wieder gut zu machen.

Der Richter fällte endlich das Urtheil; Marie, wegen offenbaren und ungeheuer großen Diebstahls und hartnäkigen Läugnens des Todes schuldig, soll aus besonderer Rüksicht ihrer Jugend und sonstigen unbescholtenen Rufes auf immer in das Zuchthaus geschikt, ihr Vater, der entweder in der That, oder durch schlechte Erziehung sich ihrer Schuld und Verstoktheit theilhaftig gemacht, soll auf immer aus der Grafschaft verwiesen; beider Haabschaften aber sollen zu einem, wiewohl unbedeutenden Ersaz an dem großen Schaden und den Gerichtskosten verkauft werden. Der Graf milderte das Urtheil dahin: Marie solle mit ihrem Vater über die Gränze gewiesen werden, und er gebot, um alles weitere Aufsehen zu vermeiden, sie sogleich mit Anbruch des folgenden Tages dahin abzuführen.

Als Marie und ihr Vater von dem Gerichtsdiener an dem Schloßthore vorbei geführt wurden, kam Jettchen heraus. Da der Handel nach der Meinung des leichtsinnigen, gefühllosen Mädchens über alle Erwartung gut ausgegangen war, bekam sie ihre ganze vorige Munterkeit wieder. Daß Marie hingerichtet werden sollte, hätte ihr doch zu arg geschienen; daß sie so fortgeschikt wurde, war gerade, was sie wünschte. Sie hatte immer gefürchtet. Marie möchte sie am Ende noch gar aus ihrer Stelle verdrängen. Diese Furcht war nun ver-

schwunden. Ihr voriger Haß gegen Marie, ihre Schadenfreude, ihr böses Herz gewannen ganz wieder die Oberhand. Die Gräfin Amalie hatte einmal, als sie Mariens Körbchen auf der Kommode stehen sah, zu Jettchen gesagt: „Bring mir dieses Körbchen aus den Augen! Es erwekt zu traurige Erinnerungen in mir, und ich kann es ohne Schmerzen nicht ansehen.“ Jettchen hatte es zu sich genommen, und brachte es jezt mit sich heraus. „Da hast du dein Geschenk wieder, sagte sie zu Marie. Meine gnädige Herrschaft will nichts aus solchen Händen. Deine Herrlichkeit ist jezt dahin, wie die Blumen, die du dir so gut bezahlen ließest, und es macht mir ein besonderes Vergnügen, dir hiemit den Korb zu geben.“ Sie warf Marien das Körbchen vor die Füße, ging mit höhnischem Lachen wieder in das Schloß zurük, und schlug die Thüre mit großer Gewalt hinter sich zu.

Marie hob das Körbchen stillschweigend und mit einer Thräne im Auge auf und ging weiter. Ihr Vater hatte nicht einmal einen Stab für die Reise; Marie nichts als das Körbchen. Mit nassen Augen sah sie wohl hundertmal nach ihrem väterlichen Hause zurük, bis es endlich, so wie zulezt auch das Schloß und die Spize des Kirchthurmes, hinter einem waldigen Hügel aus ihren Augen verschwand.

Nachdem der Gerichtsdiener Marien und ihren Vater am Gränzsteine der Grafschaft tief im Walde verlassen hatte, sezte sich der alte Mann; müde von Kummer und Schmerz, nieder auf den Stein, der dicht mit Moos bewachsen, und von einer hundertjährigen Eiche beschattet war.

„Komm, meine Tochter, sagte er, und schloß Marien in seine Arme, legte ihr die Hände zusammen, und hob sie mit den Seinigen empor — vor allem laß uns Gott danken, daß er uns aus dem finstern, engen Kerker wieder herausgeführt unter seinen freien Himmel und an die frische Luft; daß er unser Leben gerettet, und dich, liebes Kind, mir wieder geschenkt hat.“

Der Vater richtete seine Blike zum Himmel, der hell und blau durch das grüne Eichenlaub glänzte, und betete

mit lauter Stimme! „Lieber Vater im Himmel! Du einziger Trost deiner Kinder auf Erden! Du mächtiger Schuz aller Bedrängten! Nimm unsern vereinten Dank für unsere gnädige Errettung aus Ketten und Banden, aus Gefängniß und Tod! Nimm unsern Dank für alle Wohlthaten, die uns auf diesem Boden zu Theil wurden. Denn wie könnten wir diese Gränzen verlassen, ohne vorher dankbar zu Dir aufzubliken! Sieh! bevor wir den fremden Boden betreten, flehen wir noch zu Dir: Blik herab auf einen armen Vater und sein armes, weinendes Kind! Nimm Du uns in Deinen Schuz! Sei Du unser Begleiter auf den rauhen Wegen, die ich und mein armes Kind jezt vielleicht gehen müssen! Führe uns zu guten Menschen, lenke ihr Herz zum Mitleiden; laß uns auf Deiner großen, weiten Erde ein Pläzchen finden, wo wir unsere noch übrigen Pilgertage ruhig verleben, und dann getrost sterben können. Ja, dieses Pläzchen hast Du, obwohl wir es noch nicht wissen, uns gewiß schon bereitet! Im Vertrauen und Glauben an Dich wandern wir getrost dahin."

Da beide so gebetet hatten, denn Marie sprach in ihrem Innersten dem Vater alle Worte nach, goß sich ein wunderbarer Trost und ein hoher, fröhlicher Muth in beider Herzen.

Achtes Kapitel.

Ein Freund in der Noth.

Jezt kam Anton, der alte Jäger des Grafen, neben dem Jakob einst gedient und den Grafen auf seinen Reisen begleitet hatte, durch den Wald her. Er war schon vor Tags auf einen Hirsch angestanden.

„Grüß Euch Gott, Jakob, sagte er, seid Ihrs? Ich meinte, ich höre Eure Stimme, und ich habe mich nicht geirrt. Ach du mein Gott, so haben sie Euch doch noch fortgeschikt! Es ist doch recht hart, noch in seinen alten Tagen seine liebe Heimath verlassen zu müssen!"

„So weit der Himmel blau ist, sprach Jakob, ist die Erde Gottes Eigenthum, und überall waltet seine Liebe über uns. Unsere Heimath aber ist im Himmel.“

„Lieber Gott! fing der Jäger wieder mitleidig an, man hat Euch ja fortgeschikt, wie Ihr geht und steht. Ihr habt ja nicht einmal die nöthige Kleidung für eine solche Reise!“

„Der die Blumen kleidet, wird auch uns kleiden!“ sprach Jakob.

„Und mit Geld, fragte der Jäger wieder, werdet Ihr auch nicht versehen sein?“

„Wir haben ein gutes Gewissen, antworte Jakob? da sind wir reicher, als wenn der Stein, auf dem ich size, Gold wäre und uns gehörte.“

„Redet doch, sagte der Jäger, Ihr habt gewiß keinen Kreuzer?“

„Dieses leere Körblein da zu meinen Füßen, sprach Jakob, ist unser ganzes Vermögen. Was meint Ihr wohl, daß es werth sein könne?“

„Mein Gott, sagte der Jäger bekümmert, einen Gulden, oder vielleicht einen Thaler. Was soll aber das sein!“

„Nun, fuhr Jakob lächelnd fort, so sind wir ja reich, wenn anders mir Gott diese zwei gesunden Arme läßt. In einem Jahre mache ich wenigstens hundert solcher Körblein — und mit hundert Thalern kommen wir gewiß aus. Mein Vater, der ein Korbmacher war, bestand darauf, ich mußte außer der Gärtnerei noch das Korbmachen lernen, um auch im Winter eine nüzliche Beschäftigung zu haben. Ich danke es ihm noch im Grabe. Er hat mehr an mir gethan und besser für mich gesorgt, als wenn er mir dreitausend Gulden hinterlassen hätte, die mir jährlich hundert Thaler reinen Zins trügen. Eine gesunde Seele, ein gesunder Leib und ein ehrliches Handwerk sind der beste und sicherste Reichthum auf Erden.“

„Nun, Gott Lob, sagte der Jäger, daß Ihr es so nehmen könnet. Ich muß Euch Recht geben. Auch denke ich, daß Euch die Gartenkunst auch noch zu Gute kommen könne. — Aber wo wollet Ihr denn jezt hin?“

Stadtbibliothek Augsburg

„Weit fort, sprach Jakob, wo uns kein Mensch kennet — wo uns Gott hinführt.“

„Jakob, sagte der Jäger, nehmt doch diesen starken, diken Knotenstab da! Ich habe ihn, da es mir etwas schwer wird, den unwegsamen Berg dort zu ersteigen, zum Glüke mit mir genommen. Ihr habt ja nicht einmal einen Reisestab! Und da, fuhr er fort, und zog ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche, habt Ihr etwas Geld. Ich nahm es gestern Abends in dem Dörflein da drüben, wo ich übernachtete, für Holz ein.“

„Den Stab, sprach Jakob, will ich behalten, und ihn zum Andenken an einen braven Mann führen. Aber das Geld kann ich nicht nehmen. Da es für Holz ist, gehört es dem Grafen.“

„Alter, ehrlicher Jakob! sagte der Jäger, habt keine Sorge! Das Geld ist dem Grafen schon bezahlt. Ich hatte es vor mehreren Jahren einem armen Manne, der um seine Kuh gekommen war, und das gekaufte Holz nicht zahlen konnte, vorgestrekt, und nicht mehr daran gedacht. Gestern gab er es mir, da er sich jezt wieder in besseren Umständen befindet, unvermuthet und mit Dank zurük. Das Geld ist Euch recht von Gott bescheert.“

„Nun, so will ich es denn nehmen, sprach Jakob, und Gott wolle es Euch in etwas Anderem wieder ersezen. Sieh, Marie, sagte er hierauf zu seiner Tochter, wie gütig der liebe Gott sogleich zu Anfange unserer Reise für uns sorgt. Da schikt Er uns, bevor wir die Grenze verlassen, noch unsern alten guten Freund her, der mir einen Reisestab bringt und uns mit Reisegeld versieht. Bevor ich von diesem Steine hier aufstehe, hat er unser Gebet schon erhört. Darum sei fröhlich und unverzagt; Gott wird weiter für uns sorgen.“

Der alte Jäger nahm jezt mit Thränen in den Augen Abschied. „Lebt wohl, ehrlicher Jakob! Lebe wohl, gute Marie! sagte er, indem er erst dem Vater und dann der Tochter die Hand reichte. Ich habe Euch immer für ehrliche Leute gehalten, und halte Euch noch dafür. Es wird wohl auch noch bei Euch eintreffen: ehr-

Staats- und Stadtbibliothek Augsburg

lich währt am längsten. Ja, ja! Wer Recht thut und auf Gott vertraut; den verläßt er nicht. Nehmt diesen Spruch mit auf den Weg — und Gott geleite Euch!"

Der Jäger wandte sich gerührt um und ging auf Eichburg zu. Jakob aber stand auf, nahm seine Tochter bei der Hand, und wanderte mit ihr die Straße durch den Wald hin — fort in die weite Welt.

Neuntes Kapitel.

Jakobs und Mariens Wanderschaft.

Marie und ihr Vater reisten immer weiter und weiter, und hatten bereits einen Weg von mehr als zwanzig Meilen zurükgelegt. Nirgend hatten sie noch ein Unterkommen gefunden; ihr weniges Geld ging zu Ende. Sie behalfen sich sehr kümmerlich. Es fiel ihnen unbeschreiblich schwer, um Almosen zu bitten. Endlich mußte es doch sein. An manchem Fenster wurden sie mit rauhen Worten abgewiesen, an manchen andern wurde ihnen mit Murren bloß ein Stüklein troknes Brod herausgereicht, und sie hatten nichts dazu, als Wasser am nächsten Brunnen. Nur manchmal bekamen sie in einem irdenen Schüsselchen etwas Suppe oder Gemüse; hie und da wohl auch etwas übrig gebliebenes Fleisch oder Gebakenes. Allein Marie mußte es mehr als einmal mit ansehen, wie man lange wählte, um sicher das kleinste und schlechteste Stükchen herauszufinden. Nachdem sie manchen Tag nichts Warmes bekommen hatten, mußten sie noch froh sein, in einer Scheure übernachten zu dürfen.

Eines Tages, da die Straße sie beständig zwischen waldigen Hügeln und Bergen hinführte, und längere Zeit kein Ort kam, ward es dem alten Manne übel. Bleich und sprachlos sank er unten an einem Tannenhügel auf die abgefallenen Tannennadeln hin. Marie war vor Schreken und Angst beinahe außer sich. Vergebens suchte sie nach etwas frischem Wasser um — sie fand nirgends ein Tröpflein. Vergebens rief sie um Hülfe — nur der

Wiederhall antwortete. Weit und breit war keine menschliche Wohnung zu sehen. Marie stieg eilends und mit bebenden Knien auf den Hügel, damit sie besser um sich schauen könne. Da erblikte sie tief unten an der andern Seite des Hügels ein Bauernhaus, das, von reifenden Kornfeldern und grünenden Wiesen umgeben, einsam im Walde lag. Sie lief, so schnell sie konnte, hinab, und kam fast athemlos bei dem Hause an. Mit nassen Augen und gebrochener Stimme flehte sie um Hülfe. Der Bauer und die Bäuerin, beide schon etwas betagt, waren gute, mitleidige Seelen. Sie wurden von dem Jammer, dem bleichen Angesichte, den Thränen, der Todesangst des armen Mädchens gerührt. Die Bäuerin sagte zu dem Bauern: „Spann doch ein Roß an das kleine Wägelein; wir wollen den alten, kranken Mann hieher bringen." Der Bauer ging, ein Pferd anzuschirren und den Wagen vorzuschieben. Die Bäuerin holte ein Paar Betten, einen irdenen Krug mit frischem Wasser, und eine gläserne Flasche mit Weinessig. Da Marie hörte, daß der Fahrweg um den Hügel herum schlecht und eine starke halbe Stunde weiter sei, eilte sie mit dem Wasser und dem Weinessig auf eben dem Wege, den sie gekommen war, zurük, um desto eher bei ihrem Vater zu sein.

Als sie bei ihm ankam, hatte er sich etwas erholt. Er saß unter einer Tanne, und war herzlich froh, Marien, die er mit Schmerzen vermißt hatte, wieder zu sehen. Man brachte ihn auf das Fuhrwerk und führte ihn auf den Bauernhof.

Der Bauer hatte ein artiges Hinterstübchen, mit Nebenkammer und Küche, das eben leer stand. Dieses räumte er dem kranken Greise ein. Die Bäuerin richtete ihm ein gutes Bett. Marie behalf sich, um immer bei ihrem kranken Vater zu sein, gerne auf der Bank. Die Krankheit war bloß Entkräftung, die von der schlechten Kost, dem elenden Nachtlager und den Mühseligkeiten der Reise hergekommen war. Die gute Bäuerin gab alles her, was ihr Haus vermochte, den kranken Mann zu erquiken. Sie sparte weder Mehl noch Eier, weder Milch noch Butter — sogar einige Hennen waren ihr

nicht zu viel, dem armen, kraftlosen Greise kräftige Suppen zu machen. Späterhin holte der Bauer fast täglich ein junges Täubchen aus dem Schlage herab. „Da, sagte er lächelnd zu der Bäuerin, brat es ihm! Weil du deine Hennen nicht schontest, so muß ich doch auch etwas thun."

Der Bauer und die Bäuerin waren sonst alljährlich auf eine benachbarte Kirchweihe gegangen. Dieses Mal redeten sie es mit einander ab, zu Hause zu bleiben, und für das Geld, das sie ausgegeben hätten, dem kranken Manne einige Flaschen guten, alten Wein zu kaufen. Marie dankte mit Thränen. „O Gott! sagte sie, so giebt es doch überall gute Menschen, und gerade in den rauhesten Gegenden findet man oft die mildesten Herzen."

Marie saß beständig an dem Bette ihres Vaters. Sie legte aber dabei die Hände nicht in den Schooß. Sie war eine Meisterin im Striken und Nähen, und nähte und strikte unermüdet für die Haushaltung der Bäuerin. Keinen Augenblik war sie müßig. Die Bäuerin war mit ihrem Fleiß und ihrem sittsamen und bescheidenen Betragen ungemein wohl zufrieden. Dem Vater Jakob schlug die bessere Pflege und Nahrung trefflich an; er hatte sich bald so viel erholt, daß er wieder auf sein konnte. Alle die Tage seines Lebens mochte er nie müßig sein. Er suchte daher seine Kunst, Körbe zu flechten, wieder hervor. Marie mußte ihm Weiden und Haselzweige holen. Seine erste Arbeit war, daß er der Bäuerin aus Dankbarkeit einen schönen tüchtigen Armkorb machte. Er hatte ihren Geschmak vollkommen getroffen. Der Korb war hübsch fest und stark; in dem Dekel des Korbes waren mit hochrothgefärbten Weidensprossen die Anfangsbuchstaben ihres Namens nebst der Jahrzahl eingeflochten, und an der Wölbung des Korbes war aus gelb, braun und grün gefärbten Weiden ein Bauernhaus mit einem Strohdache nebst einem Paar Tannen angebracht.

Alles im Hause bewunderte die zierliche Arbeit; die Bäuerin aber war über das Geschenk hoch erfreut, und die Anspielung auf ihren Hof, den man Tannenhof nannte, gefiel ihr ganz besonders wohl.

Nachdem Vater Jakob wieder vollkommen hergestellt war, sagte er zu dem Bauer und der Bäuerin: „Nun sind wir Euch lange genug zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich meinen Stab weiter seze.“

Allein der Bauer nahm ihn bei der Hand und sagte: „Was fällt Euch ein, lieber Jakob! Ich hoffe, wir werden Euch doch nichts zu Leid gethan haben. Warum wollet Ihr denn fort? Ihr seid sonst ein so kluger Mann, aber der Einfall ist einmal nichts!“

Die Bäuerin troknete sich mit der Schürze die Augen und sprach: „Bleibt doch bei uns! Es ist schon spät im Jahre! Seht, das Laub an den Heken und Bäumen wird bereits gelb, und der Winter ist vor der Thür! Wollet Ihr denn mit Gewalt wieder aufs neue krank werden?“

Jakob versicherte, daß er nur deßwegen gehen wolle, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen.

„Ei was beschwerlich, sagte der Bauer; habt da keinen Kummer! In dem kleinen Stübchen seid Ihr uns nicht im Wege, und was Ihr brauchet, verdient Ihr ja!“ „Ja wohl, sprach die Bäuerin, das verdient Marie allein schon mit Striken und Nähen. Und wenn Ihr, Jakob, Euch noch weiter mit Korbflechten abgeben wollet, so hat es gar keine Noth. Ich hatte Euren schönen Korb neulich, als ich der Tannenmüllerin da drüben ein Kind aus der Taufe hob, mitgenommen. Alle Bäuerinnen, die da waren, möchten gerne solche Körbe haben. Ich will euch Bestellungen genug verschaffen. Die Arbeit soll Euch sobald nicht ausgehen.“

Jakob und Marie blieben, und der Bauer und die Bäuerin bezeugten darüber die aufrichtigste Freude.

Zehntes Kapitel.

Jakobs und Mariens frohe Tage auf dem Tannenhofe.

Jakob und Marie richteten sich nun in der kleinen Wohnung ein, um nach ihrem Wunsche eine eigene Haus-

haltung zu führen. Das Stübchen wurde mit den nöthigsten Geräthschaften, und die Küche mit irdenen Geschirren versehen. Marie schäzte sich glüklich, wieder am Feuerheerde zu stehen und für ihren Vater zu kochen. Sie lebten zusammen sehr vergnügt. Während Jakob Körbe flocht und Marie strikte oder nähte, führten sie vertrauliche Gespräche. Manchen Abend brachten sie auch in der vorderen Stube zu, und der Bauer und die Bäuerin und alle im Hause hörten Jakobs vernünftige Reden und lehrreiche Erzählungen mit tausend Freuden. Der Winter mit seinen Stürmen ging ihnen sehr angenehm vorüber.

Nächst dem Bauernhause lag ein großes Stük Gartenland, das aber nicht zum besten bestellt war. Der Bauer und die Bäuerin hatten, wegen der vielen Feldarbeiten, nicht Zeit, es gehörig zu bauen, und dann verstanden sie sich auch nicht recht darauf. Jakob unternahm es, einen rechten Garten herzustellen. Er hatte noch im Herbste Vorbereitungen dazu gemacht, und kaum war im Frühlinge der Schnee weg, so arbeitete er mit Marie vom Morgen bis an den späten Abend. Der Garten wurde in Beete getheilt, die Beete wurden mit mancherlei Gemüse bepflanzt und mit Bienenkräutern eingefaßt, und die Wege mit reinlichem Kiese bestreut. Marie hatte nicht geruht, bis der Vater aus dem Städtchen, wo er die Gemüsesaamen einkaufte, auch einige Rosenstauden, Lilienzwiebeln, Aurikelnstöklein, Saamen von Goldlak, Levkojen und andere schöne Blumen mitgebracht hatte. Sie zog wieder die prächtigsten Blumen, wovon man mehrere in dieser rauhen, abgelegenen Gegend noch nie gesehen hatte. Der Garten grünte und blühte bald so herrlich, daß er dem ganzen düstern Waldthale ein freundlicheres Aussehen gab. Auch der nahe Baumgarten gedieh unter Jakobs Hand besser, und trug reichlichere Früchte. Es war Segen in allem, was er that.

Der alte Gärtner war wieder in seiner heitersten Laune. Er machte wieder seine Anmerkungen über die Blumen und Gewächse. Er brachte aber nicht immer

die alten vor; er wußte immer etwas neues zu sagen. Marie hatte in den ersten Tagen des Frühlings an der Dornheke, die den ländlichen Garten umgab, lange nach Veilchen gesucht, um ihrem Vater, wie sie es gewohnt war, das erste Sträußchen zu bringen. Endlich fand sie einige der schönsten und wohlriechendsten, und brachte sie ihm voll Freude. „Wohl! sagte der Vater, indem er lächelnd das blaue Sträußchen nahm. Wer sucht, der findet." — „Aber höre, fuhr er fort, es ist doch immerhin bemerkenswerth, daß die holden Veilchen, diese lieblichen Blümchen, so gerne unter den Dornen wachsen, und es scheint mir dieses sehr lehrreich für uns. Wer in aller Welt hätte geglaubt, daß wir in diesem dunkeln Waldthale und unter diesem alten, mit Moos bewachsenen Strohdache so viele Freuden finden würden! Allein keine Lage des Lebens ist so dornicht, daß nicht unter den Dornen noch einige stille Freuden verborgen sein sollten. Bleibe du nur von Herzen fromm und gut, mein Kind, und es wird dir, so hart es dir vielleicht auch noch gehen mag, doch nie an stiller, inniger Freude fehlen."

Eine Bürgersfrau aus der Stadt kam eines Tages, um der Bäuerin Flachs abzukaufen, auf den Hof und brachte ihren kleinen Knaben mit. Während nun der Flachs beschaut, untersucht und darüber gehandelt wurde, war der Knabe durch die offene Thüre in den Garten gerathen, und mit beiden Händen über einen vollen Rosenstrauch hergefallen, um ihn zu plündern — und hatte sich an den Dornen jämmerlich zerstochen. Auf sein Geschrei liefen die Mutter und die Bäuerin dem Garten zu; auch Jakob und Marie kamen herbei. Der Knabe stand heulend und mit blutenden Händen neben dem Rosenstrauche, und verwünschte die bösen, betrügerischen Blumen.

„So sind wir große Kinder machmal auch! sagte Jakob. Jede Freude hat, wie die Rose, ihre Dornen um sich her. Da tappen wir denn gleich mit beiden Händen darein. Der richtet sich durch Tanz und Spiel, der durch Trunk oder noch etwas Schlimmeres zu Grund.

Dann steht er da, und weint und jammert, und klagt die Freude an. Laßt Euch daher die schöne Rose nicht zur Unbedachtsamkeit verleiten. Der Mensch hat ja Vernunft; er soll daher nicht bloß seiner Begierde folgen, sondern immer überlegt und vorsichtig handeln."

An einem schönen heitern Sonntagsmorgen, nach einem Paar Regentagen, kam Marie mit ihrem Vater in den Garten, und fand die erste Lilie ausgeschlagen, und im Glanze der aufgehenden Sonne mit mehreren Blumen lieblich prangen. Sie rief den Leuten im Hause, die schon lange begierig gewesen, die Lilie blühen zu sehen. Alle bewunderten sie.

„Wie schön hell und weiß, wie rein und flekenlos sie ist, sagte die Bäuerin."

„Ja wohl, sprach Jakob mit Rührung; o daß doch das Gemüth aller Menschen so rein und flekenlos sein möchte! Dieß wäre ein erfreulicher Anblik für Gott und für seine Engel. Denn nur ein reines Herz ist mit dem Himmel verwandt."

„Und wie schön gerade, wie schlank und aufrecht sie dasteht!" sagte der Bauer.

„Wie ein Finger, der zum Himmel zeigt! sprach Jakob. Ich habe sie gar gerne in dem Garten. In jedem Gärtchen des Landmanns sollte eine solche Lilie stehen. Wir Leute müssen immer so in der Erde wühlen, und vergessen darüber so leicht den Himmel. Die schöne aufrecht stehende Blume kann uns aber daran mahnen, daß wir bei all unserer Mühe und Arbeit aufwärts bliken und noch etwas Besseres suchen sollen, als was uns die Erde geben kann."

„Alle Gewächse, fuhr er mit Eifer und Nachdruk fort, auch die zartesten Grasspizen streben aufwärts, und was zu schwach ist, sich selbst empor zu heben, wie die Bohnen, die Gartenerbsen, der Hopfen dort in der Heke, das windet und ranket sich empor. Es wäre doch schlecht, wenn nur der Mensch allein mit seinen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen immer am Boden kriechen wollte!"

Eines Tages sezte Jakob junge Pflänzchen auf ein frisch gegrabenes Gartenbeet. Marie jätete auf einem

Beetchen daneben das Unkraut aus. „Dieses zweifache Geschäft, liebe Tochter, sagte der Vater, sollte das Eine Geschäft unsers ganzen Lebens sein. Unser Herz ist auch ein Garten, den uns der liebe Gott zu besorgen gab. Immer müssen wir beschäftigt sein, Gutes hinein zu pflanzen und keimendes Böses auszurotten, sonst verwildert es. Wer aber diese zwei Geschäfte recht verrichtet, und Gott, von dem Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihen kommt, stets um seinen Segen dazu bittet, der baut sich den schönsten Garten, ja ein Paradies in seinem Innern.“

Jakob und Marie hatten unter Fleiß und Arbeit, lehrreichen Gesprächen und manchen unschuldigen Freuden bereits drei Frühlinge und Sommer auf dem Tannenhofe sehr vergnügt zugebracht, und ihre ehemaligen Leiden beinahe ganz vergessen. Als es aber wieder Herbst ward, die Mittagssonne bereits längere Schatten warf, der lezte Schmuk des Gartens, die rothen und blauen Astern blühten, das Laub der Bäume sich bunt färbte und der Garten sich zur Ruhe des Winters neigte, fühlte Jakob eine merkliche Abnahme seiner Kräfte, und er befand sich manchmal gar nicht wohl. Er verbarg es zwar vor Marien, um ihr keinen Kummer zu machen; allein in seinen Anmerkungen über die Blumen war etwas Wehmüthiges, das Marie manchmal sehr zu Herzen ging.

Marie betrachtete einst eine Rose, die sich verspätet hatte, und erst jezt im Herbste in voller Blüthe prangte. Sie wollte sie brechen; allein die Purpurblättchen fielen plözlich ihr unter der Hand ab, und lagen zerstreuet auf dem Boden umher. „Das ist der Mensch, sagte der Vater. In der Jugend gleichen wir wohl einer frisch aufblühenden Rose; allein wir welken auch dahin wie die Rosen, und unsere Blüthenzeit ist sehr kurz, und sehr schnell vorüber. Bilde dir also, liebes Kind, nichts ein auf die eitle, vergängliche Schönheit des Leibes; trachte nach Schönheit der Seele, nach Tugend, die nie welkt.“

Jakob nahm einst gegen Abend, auf der Gartenlei-

ter stehend, noch Aepfel vom Baume, und reichte sie Marien herab, die sie sorgfältig in einen Korb legte. Da sprach er: „Wie die Herbstluft so schauerlich über die Stoppeln herweht und mit den gelben Blättern und mit meinen grauen Haaren spielt! — Mein Herbst, liebe Marie, ist da, und der Deinige wird auch kommen. Mache doch, daß du, wie dieser Baum hier, dann reich an guten Früchten seiest, und der Herr seines großen Gartens, der Welt, sich deiner freuen möge."

Als Marie noch einige Saamenkörner für den künftigen Frühling in die Erde legte, sprach der Vater: „So, meine Tochter, wird man auch uns einmal in die Erde hinein legen, und uns mit Erde bedeken. Aber sei getrost! Wie über ein Kleines das Körnlein in der Erde sich regt, zu leben anfängt, und als eine schöne Blume sich über die Erde erhebt, und gleichsam triumphirend über dem Grabe steht; so werden auch wir einst schön und herrlich aus unserem Grabe hervorgehen. Denke daran, liebe Marie, wenn sie mich einst begraben werden. Die Blume, die du dann etwa noch auf mein Grab pflanzen wirst, sei dir ein Bild der Auferstehung und Unsterblichkeit."

Marie blikte ihren Vater an. Zwei große Thränen standen ihm in den Augen. Sie erschrak, und bange Ahnungen erfüllten ihr Herz.

Eilftes Kapitel.

Jakobs Krankheit.

Zu Anfang des Winters, der sich sehr rauh einstellte, und Berg und Thal mit tiefem Schnee bedekte, ward der gute Jakob wirklich sehr krank. Marie bat, den Arzt des nächsten Städtchens rufen zu lassen, und der gutherzige Bauer fuhr im Schlitten dahin, denselben zu holen. Der Arzt verschrieb dem Kranken Arznei, und Marie begleitete ihn unter die Thüre hinaus. Sie fragte ihn, ob sie hoffen dürfe, daß ihr Vater bald wieder gesund werde? Der Arzt sagte ihr, daß es zwar für jezt

noch keine Gefahr habe, allein daß die Krankheit in eine Auszehrung übergehen werde, und daß, zumal bei seinem Alter, an kein Aufkommen mehr zu denken sei. Marie sank fast um, und weinte und schluchzte. Doch troknete sie ihre Thränen, und suchte sich zu erheitern, ehe sie wieder zu ihrem Vater hinein ging, um ihn nicht zu betrüben.

Marie verpflegte ihren geliebten Vater mit der kindlichsten Sorgfalt. Sie that ihm alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte. Sie wachte die langen Nächte hindurch bei ihm. Wenn andere sie ablösen wollten, damit sie nicht selbst krank würde, und sie sich auch nach vielem Zureden ein wenig auf die Bank niedergelegt hatte, so konnte sie doch selten ein Auge schließen. Wenn ihr Vater nur hustete, so erschrak sie; wenn er sich nur regte, so schlich sie auf den Zehen hin, um nachzusehen, was er mache. Sie bereitete und reichte ihm die dienlichsten Speisen mit der zärtlichsten Liebe. Sie legte ihm sein Kopfkissen zurecht; sie las ihm vor; sie betete ohne Unterlaß für ihn. Unzählige Male stand sie, wenn er ein wenig schlief, mit gerungenen Händen und zum Himmel gerichteten, nassen Augen an seinem Bette und seufzte: „O Gott, schenke ihn mir doch noch einmal — nur noch auf einige Jährchen!“ Sie hatte sich durch den Fleiß ihrer Hände, indem sie manche halbe Nacht aufgeblieben war, und gestrikt oder genäht hatte, einiges Wenige erspart. Sie wendete den lezten Heller daran, ihm alles zu verschaffen, was ihm eine kleine Erquikung gewähren könnte.

Der fromme Greis, der sich zwar wieder etwas erholte, es aber dennoch nur zu gut fühlte, daß diese Krankheit seine lezte sein werde, war sehr ruhig und gefaßt. Er sprach mit der größten Heiterkeit von seinem Tode. Aber Marie sagte unter heißen Thränen: „O redet doch nicht davon, liebster Vater! Ich darf nicht einmal daran denken. Was würde dann ich anfangen? Ach, Eure arme Marie hätte ja dann gar Niemanden mehr auf Erden.“

„Weine nicht, liebes Kind, sprach der Vater, und bot ihr freundlich die Hand aus dem Bette. Du hast ja einen guten Vater im Himmel. Der bleibt dir, wenn dir dein Vater auf Erden auch wird genommen werden.“

„Wie du dich nähren und in der Welt fortbringen werdest, das ist meine geringste Sorge. Die Vögel finden ja ihre Nahrung, was solltest du sie nicht finden! Gott giebt sie den Spazen auf dem Dache, was sollte Er sie dir nicht geben? Der Mensch braucht wenig, und auch dieß nur eine kurze Zeit. — Ach, mich ängstiget eine ganz andere Sorge! Sieh, meine einzige Sorge ist die, daß du nicht immer so fromm und gut und unschuldig bleiben mögest, wie du es, Gott Lob! jezt noch bist.“

„Ach, meine liebe Tochter! du weißt noch gar nicht, wie böse und verderbt die Welt ist, und was für schlechte Menschen es giebt. Leider giebt es Menschen, die sich nur einen Spaß daraus machen würden, dich, armes Mädchen, um Unschuld, Ehre, Ruhe des Herzens und um das gange Glük deines Lebens zu betrügen! Sie werden dich kindisch nennen, wenn du von Gottesfurcht, Gewissen, göttlichen Geboten und von der Ewigkeit redest. O fliehe solche Menschen! Wenn sie dich schön nennen, und dir schmeicheln, dich wie der Schmetterling die Blume umgaukeln — so höre sie nicht an, und achte nicht auf sie. Nimm nie, nie ein Geschenk von ihnen, und glaube ihren Versprechungen nicht. Unter der Gestalt eines Engels ist manchmal ein Satan verborgen, und die Schlange schläft gern unter Blumen.“

„Sieh, Gott hat dir zu deinem Schuze einen treuen Engel mitgegeben — die heilige Schaamröthe. Wenn dir jemand etwas Böses zumuthen will, ja nur ein Wort sagt, das gegen Unschuld und reine Sitten ist — so fühlest du diese Glut auf deinen Wangen. Laß dich diesen Engel der Unschuld warnen! Betrübe ihn nicht, daß er nicht von dir weiche. So lange er dich begleitet, und du dich von ihm warnen lässest, bist du sicher vor Verführung. Sobald du aber gegen seine Warnung nur der geringsten unerlaubten Zumuthung ein einziges

Mal nachgiebst, dann bist du in Gefahr, verloren zu sein auf immer!"

„O Marie! in deinem eigenen Herzen wird ein Feind erwachen. Du wirst Augenblike haben, in denen du Lust zum Bösen fühlest, und dich gern überreden läs-sest, es sei nicht so arg, oder wohl gar unschuldig und erlaubt. Aber laß dich jezt warnen! Grabe die Worte deines sterbenden Vaters tief in dein Herz! Thue — rede — denke nichts, worüber du erröthen müßtest, wenn es dein Vater wüßte. Meine Augen werden sich nun bald für immer schließen. Ich werde dich nicht mehr bewachen können. Allein denke, daß dein himmlischer Vater dich überall sieht und stets in dein Herz blikt. Du würdest dich ja scheuen, mich, deinen Vater auf Erden, durch ein fehlerhaftes Betragen zu betrüben; scheue und fürchte dich noch unendlich mehr, Ihm, dei-nem lieben Vater im Himmel, zu mißfallen."

„Sieh mich noch einmal recht an, Marie! O wenn du einmal in Versuchung gerathen solltest, Böses zu thun, so denke an mein blasses Angesicht, an diese meine Zähren, die über meine bleichen Wangen fließen! Komm, lege deine Hand in meine kalte abgezehrte Hand, die bald in Staub zerfallen wird. Versprichs mir, meine Worte nicht zu vergessen! In der Stunde der Versu-chung laß es dir sein, als hielte dich diese meine kalte Hand vom Abgrunde zurük!"

„Gutes Kind! Du betrachtest mein blasses, abge-zehrtes Aussehen mit Thränen. O siehe da, daß alles auf Erden vergänglich ist. Auch ich war einst von blü-hendem Aussehen, frisch und roth, wie du es jezt bist. Auch du wirst einst so blaß und abgezehrt da liegen, wie ich jezt auf meinem Sterbebette daliege, wenn anders Gott dich nicht früher und schneller von der Erde hin-wegnimmt! Die Freuden meiner Jugend sind dahin, wie die Blumen des vergangenen Frühlings, deren Stätte man nicht mehr findet; wie der Thau auf den Blumen, der nur einige Augenblike glänzt und dann verschwindet. Edle Thaten hingegen gleichen den Edelsteinen, die ei-nen bleibenden Werth haben — ja die Tugend, ein

gutes Gewissen gleicht dem edelsten aller edlen Steine — dem Diamant, den keine menschliche Gewalt zerstören kann. Trachte nach diesem Kleinod! — Was ich Gutes that, das ist jezt meine einzige Freude; und wenn ich wo fehlte, so ist dieses jezt mein einziger Schmerz."

„Bleibe fromm, liebes Kind! denke gern an Gott, wandle wie vor seinen Augen, trage Ihn stets im Herzen. In Ihm fand ich meine süßesten Freuden, und in allen Leiden den besten, den einzigen Trost."

„Glaube mir, Marie, ich rede die Wahrheit! Wenn es anders wäre, so würde ich es dir sagen. Ich habe die Welt auch gesehen, so gut als Einer — da ich mit dem Grafen auf Reisen war. Wo nur in den größten Städten etwas Herrliches und Prächtiges zu sehen war, da kam ich auch hin. Ich brachte ganze Wochen in Lustbarkeiten zu! Denn die glänzenden Feste, die bunten Maskeraden, die rauschende Musik, die fröhlichen Reden und Scherze, sah und hörte ich ja so gut als der junge Herr selbst, und von den ausgesuchten Speisen und kostbaren Weinen blieb immer für mich mehr übrig, als ich mochte. Allein diese lärmenden Freuden ließen mein Herz leer. Ich versichere dich hoch und theuer: Ein einziges Stündlein stiller Andacht in unserer Gartenlaube zu Eichburg oder auch hier unter diesem Strohdache, ja selbst auf diesem Sterbelager da, machte mir immer ein innigeres Seelenvergnügen, als alle jene eiteln Freuden. Suche du daher deine Freude auch in Gott, und du wirst sie im reichlichsten Maaße finden."

„Du weißt wohl, liebes Kind, daß es mir in meinem Leben nicht an Leiden fehlte. Ach, da deine Mutter starb, da glich mein Herz lange den dürren, ausgetrokneten Gartenbeeten, die vor langer Sonnengluth aufspringen und nach Regen lechzen. So schmachtete auch ich nach Trost; allein in Gott fand ich ihn. O Kind! es werden in deinem Leben Tage kommen, wo auch dein Herz der dürren, troknen Erde gleicht. Aber sei dann unverzagt. Die Erde dürstet nicht umsonst nach Regen; Gott sendet ihn zur rechten Zeit. Suche deinen Trost bei Gott; dieser Trost wird dein Herz erquiken, wie

den dürren lechzenden Erdboden ein milder, erquikender Regen.“

„Habe, liebes Kind, stets ein felsenfestes Vertrauen auf Gottes heilige Vorsicht. Gott lenket denen, die Ihn lieben, alles zum Besten; Er führt durch Leiden zu lauter Freuden.“

„Weißt du noch liebe Marie, was für ein großes Leiden es für dich war, als ich auf unserer mühseligen Reise draußen an der Straße krank darnieder sank. Sieh, dieser Krankheit bediente sich Gott, uns dieses ruhige Pläzchen, auf dem wir bei diesen guten Landleuten nun schon über drei Jahre so vergnügt leben, zu verschaffen. Ohne diese Krankheit wären wir entweder gar nicht vor ihre Thüre gekommen, oder ihr Mitleid wäre doch nicht so aufgeregt worden; sie hätten uns etwa eine Schüssel frische Milch und ein Stük Brod vorgesezt, und uns dann wieder weiter ziehen lassen. Ohne diese Krankheit hätten wir und diese lieben Leute einander nicht so gut kennen gelernt, und einander nicht so lieb gewonnen. Alle Freuden, die wir hier genossen, das Gute, das wir vielleicht hier stifteten, die mehreren hundert hier verlebten zufriedenen Tage waren ein Segen, der aus jener Krankheit entsprang. So, liebe Marie, können wir auch in den traurigen Begebenheiten unseres Lebens die Freundlichkeit Gottes sehen. Wie Gott seine Blümchen über Berg und Thal, in Wälder und in Bäche, sogar in Sümpfe und Moräste mit reicher Hand ausstreute, daß wir überall seine Güte und Freundlichkeit schauen mögen; so hat er auch allen Begebenheiten unsers Lebens die Spuren seiner Weisheit, seiner Liebe und Erbarmung deutlich eingeprägt, so daß ein jedes aufmerksame Gemüth sie bemerken, und Trost und Freude daran haben kann. Jeder Mensch kann sie in seinem eigenen Leben wahrnehmen, wenn er nur ein wenig aufmerken mag.“

„Unser größtes Leiden war wohl jenes, da man dich jenes Diebstahls beschuldigte; da du auf den Tod in Ketten und Banden lagest; da wir in deinem Gefängnisse zusammen weinten und jammerten. Auch jenes

große Leiden bringt dir gewiß noch einen großen Segen, ja mich dünkt, dieser Segen sei jezt schon sichtbar! Damals, als die junge Gräfin dich vor allen Mädchen auszeichnete, dich ihrer Gesellschaft würdigte, dir das schöne Kleid schenkte, dich immer um sich haben wollte — da meintest du wohl, du seiest glüklich. Allein wie leicht hätten Ehre, Vergnügen und Ueberfluß dich eitel, leichtsinnig, irdisch gesinnt — und Gott vergessen machen können. Gott hat es deßhalb recht gut mit uns gemeint, daß er es anders lenkte, und jenes Unglük über uns schikte. Im Elende, im Gefängnisse und auf unserer Wanderschaft lernten wir Ihn besser kennen, und kamen Ihm näher. In dieser rauhen Gegend hat Er dir, ferne von den Zerstreuungen und dem Verderbnisse der Welt, ein besseres Pläzchen bereitet. Da blühtest du, wie die Blume der einsamen Wildniß — sicher vor frevelnden Händen."

„Er, der gute, treue Gott wird jenes Leiden dir noch ferner zum Besten lenken. Er wird — ich hoffe zuverlässig, Er habe dieses mein Gebet erhört! — auch deine Unschuld noch an den Tag bringen, wenn ich es gleich nicht mehr erlebe; was aber auch zu meiner Beruhigung nicht nothwendig ist, da ich es ja ohnehin weiß, daß du unschuldig bist. Ja, Marie Glük und Freude werden dir noch aus jenen überstandenen Leiden aufblühen, und du wirst noch hier auf Erden frohe Tage erleben — obwohl Erdenglük das Geringste ist, und die große Absicht, warum Gott Leiden über uns sendet, erst im Himmel erfüllt wird, in dessen Herrlichkeit wir nicht anders, als durch viele Leiden und Trübsale eingehen können."

„Quäle dich also, gute Seele, wenn du in Noth kommst, nicht mit Sorgen, und glaube, daß Gott auf das liebreichste für dich sorge, und daß deine Sorgen überflüssig seien. Wo dich deßhalb seine heilige Vorsicht noch hinführen wird, und wie hart die Lage auch sein möge, in die du noch kommen wirst, so denke immer: Das ist der beste Ort, die heilsamste Lage für mich, so hart und elend es mir auch darin geht. Glaube, daß

gerade diese Lage nothwendig sei, dich in der Tugend zu vollenden und dich einmal selig zu machen."

„Wie ein Gärtner jedes Gewächs an die Stelle hinpflanzet, die er für dasselbe am tauglichsten findet, und wie er es nur auf die Art behandelt, die zum Wachsthum und Gedeihen desselben die dienlichste ist, so versezt Gott jeden Menschen in der Welt an jene Stelle und in jene Lage, wie es zu seinem Wachsthum im Guten am zuträglichsten ist."

„Und so, liebe Marie, wie alle Leiden, die bisher über dich kamen, wird er dir auch noch diese meine lezte Krankheit und meinen Tod zum Segen werden lassen."

„Gutes Kind, da ich das Wörtlein Tod nur nenne, brichst du aufs neue in Thränen aus! O, weine nicht! Sieh den Tod nicht für etwas so Fürchterliches an! Er ist ja vielmehr etwas Erfreuliches! Laß mich noch einmal mit dir reden, liebe Tochter, wie damals, als wir noch in unserm Garten zu Eichburg mit einander arbeiteten. Sieh, du weißt, wie es mit einem Frühbeetchen ist! Schwach und unansehnlich stehen da die kleinen Pflänzchen in dem engen, dumpfen Beetchen beisammen. Man sieht es ihnen noch nicht an, mit welchen herrlichen Blumen, oder mit welchen köstlichen Früchten sie dereinst geschmükt sein werden. Blieben sie aber in dem kleinen, armseligen Beetchen eingeschlossen, so würden sie weder Blüthen noch Früchte tragen. Sie fänden dazu nicht genug Raum. Der Gärtner sezte sie aber auch nicht dahin, daß sie da bleiben und auf einander vermodern sollen — nein, damit sie im offnen Lande, an Gottes freier Luft, unter dem schönen blauen Himmel, an dem goldenen Sonnenschein, und getränkt von dem Regen und Thau des Himmels, einst herrlicher blühen möchten. Du freutest dich ja allemal, wenn ich die kleinen Pflänzchen aushob, ja, du mahntest mich oft daran, es nicht länger zu verschieben, weil es den armen Pflänzchen in dem dumpfen Behältnisse zu enge würde; du warest froh, wenn sie nun im Lande waren, und sagtest: Wie wohl wird es ihnen jezt sein! Ich meine, ich sehe es ihnen an. Solche schwache, arme Pflänzchen sind wir Menschen auch;

ein solches enges, dumpfes Frühbeetchen ist unsre Erde. Hier auf Erden ist nicht unsers Bleibens! Hier sind wir noch nichts, als kümmerliche, elende Gewächse. Aber es soll noch etwas Besseres, etwas Herrlicheres aus uns werden. Deßhalb versezt uns Gott in ein anderes Land, in seinen großen, schönen, herrlichen Gottesgarten — den Himmel."

„Weine daher nicht, liebes Kind! Sieh, ich bekomme es ja besser! O, wie freue ich mich, daß ich nun bald zu Gott komme! Wie gut wird es sein, wenn wir diesen Leib, der uns so viele Leiden macht, werden abgelegt haben! Liebe Marie, weißt du noch? wir hatten in unserm blühenden Garten an den schönen Frühlingsmorgen oft unbeschreibliche Freuden! Sieh, auch der Himmel wird dem allerschönsten Garten, in dem ein ewiger Frühling herrscht, dem Paradiese, verglichen. In jene schönere Gegenden werde ich jezt kommen. O sei doch fromm und gut, damit wir uns dort wieder sehen! Hier waren wir unter manchen Leiden und Trübsalen beisammen, und scheiden unter Thränen von einander. Dort aber werden wir in Freude und Seligkeit bei einander wohnen und nichts wird uns mehr trennen! Dort werde ich deine Mutter wieder sehen! O wie freue ich mich darauf! O Marie, bleibe doch fromm und gut, und wenn es dir wohl gehen wird auf Erden, so vergiß über diesen flüchtigen Freuden jene ewigen nicht! Dann werden deine Mutter und ich dir einst voll Freuden entgegen kommen, und dich in unsere Mitte aufnehmen. Weine also nicht, liebes Kind, und freue dich vielmehr jezt schon darauf!"

So benüzte der fromme Vater die lezten Tage seines Lebens, seine Tochter, die er jezt allein in der Welt zurüklassen sollte, zu trösten; so ermahnte er sie, um sie vor dem Verderben der Welt zu bewahren. Jedes seiner Worte war ein gutes Saamenkörnlein, das in ein gutes Erdreich fiel. „Ich habe dich freilich betrübt, liebes Kind, sagte er, und dich viele Zähren vergießen gemacht. Allein das sind wohlthätige Thränen. Was so unter Thränen gesäet wird, wurzelt leichter, und gedeiht besser, gleich

den Saamenkörnlein, die bei einem milden, sanften Frühlingsregen ausgesäet werden."

Zwölftes Kapitel.

Jakobs Tod.

Marie war, sobald die Krankheit ihres Vaters bedenklich wurde, nach Erlenbrunn gegangen, wohin der Tannenhof in die Pfarrei gehörte, und hatte es dem Herrn Pfarrer gemeldet, daß ihr Vater krank sei. Der Herr Pfarrer, ein edler, würdiger Geistlicher, besuchte ihn sehr oft, führte schöne erbauende Gespräche mit ihm, und tröstete auch allemal Marien sehr freundlich. Eines Nachmittags kam er wieder und fand den guten Greis merklich schwächer. Jakob hieß Marien ein wenig hinausgehen, indem er mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden habe. Als sie wieder hereingerufen wurde, sagte der Vater: „Liebe Marie! Ich habe nun meine Gewissensangelegenheiten in Ordnung gebracht, und gedenke morgen frühe das Brod des Lebens aus der Hand unsers lieben Herrn Pfarrers zu empfangen."

Marie erschrak und die Thränen drangen ihr in die Augen, weil ihr der Gedanke an eine nahe Todesgefahr zu Sinn kam; allein sie faßte sich sogleich wieder. „Ihr habt Recht, lieber Vater, sagte sie; was können wir Besseres thun, als in unsern Leiden und Nöthen unsere Zuflucht zu Gott nehmen?"

Jakob brachte den übrigen Tag und den Abend im stillen Gebete zu, war immer sehr in sich gesammelt und redete sehr wenig. Die Andacht, mit der er am andern Morgen in der heiligen Kommunion sich mit seinem göttlichen Erlöser vereinigte, war unbeschreiblich. Glaube und Liebe und Hoffnung des ewigen Lebens hatten sein ehrwürdiges Angesicht gleichsam verklärt; heiße Thränen floßen über seine Wangen. Marie kniete unten an dem Krankenbette, zitterte, betete — und zerfloß fast in Thränen. Der Bauer und die Bäuerin und die übrigen Leute im Hause wohnten der heiligen Handlung mit großer Rührung und

gefalteten Händen bei, und allen standen die Zähren in den Augen. „Jezt, sagte Marie nachher, ist es mir recht leicht um das Herz, und ich bin recht getröstet; die christliche Religion gewährt uns doch in Noth und Tod wahrhaftig einen himmlischen Trost!“

Der gute Jakob kam indeß seinem Ende immer näher. Der Bauer und die Bäuerin, die ihn als ihren besten Freund ehrten und liebten, und die Stunde segneten, da er in ihr Haus gekommen war, thaten ihm alles erdenkliche Gute. Wohl zehnmal des Tages kam bald der Bauer, bald die Bäuerin in das kleine Stübchen, zu sehen, wie er sich befinde. Marie fragte fast allemal: „Meint Ihr denn nicht, daß er noch aufkommen könnte?“

Die Bäuerin antwortete einmal: „O, mein Kind! Länger treibt er es nicht mehr, als bis das Laub der Bäume ausschlägt.“

Von nun an sah Marie mit Furcht und Zittern durch das kleine Fenster des Stübchens in den Garten. Der kommende Frühling hatte sie sonst immer mit Freude erfüllt. Allein jezt sah sie die ersten zarten Blättchen der Stachelbeerheke und die schwellenden Baumknospen mit Trauer, und hörte den freudigen Schlag der Finke mit Schreken. Die hervorsprossenden Schneeglöklein und Schlüsselblumen waren ihr ein schmerzlicher Anblik. „Ach Gott, sagte sie, alles lebt neu auf und alle Welt hofft — soll denn mein lieber Vater nur allein ohne Hoffnung dahin sterben? Doch — sezte sie mit einem frommen Blik zum Himmel hinzu — nicht ohne Hoffnung! Ja, er stirbt nach dem Worte Jesu gar nicht. Er legt nur diese Hülle von Staub ab; er selbst aber wird dort oben erst recht anfangen zu leben!“

Der fromme Greis hatte es sehr gerne, daß Marie ihm öfters vorlas. Sie that es mit sanfter Stimme und großer Andacht. In den lezten Tagen seiner Krankheit hörte er nichts lieber, als die lezten Reden Jesu, und das lezte Gebet Jesu. Einmal in der Nacht wachte sie allein bei ihm. Der Mond schien so helle durch die

Fenster in das Stübchen, daß man den Schimmer des kleinen Nachtlichtes kaum mehr bemerkte.

„Marie! fing der Vater an, lies mir doch das schöne Gebet Jesu noch einmal.“ Sie zündete eine Wachskerze an, und las es.

„Jezt gieb das Buch mir her, sagte er, und leuchte mir ein wenig.“ Marie gab ihm das Buch, und leuchtete ihm mit der brennenden Kerze. „Sieh, sagte er, dieß soll mein leztes Gebet für dich sein.“ Er zeigte auf die Stelle! und betete, indem er die Worte auf sich und seine Tochter anwandte, mit gebrochener Stimme:

„Vater! ich bin jezt nicht mehr lange in dieser Welt; allein diese hier bleibt noch eine Zeit in dieser Welt; ich komme — so hoffe ich es — zu Dir! Vater! Du Heiligster! bewahre Du sie in Deinem Namen vor dem Verderben. So lange ich bei ihr in der Welt war, suchte ich sie in Deinem Namen zu bewahren. Jezt aber komme ich zu Dir. Ich bitte Dich nicht, daß Du sie von der Welt hinwegnehmest, sondern nur, daß Du sie vor dem Bösen bewahrest. Erhalte sie in Deiner heiligen Wahrheit! Dein Wort ist Wahrheit. Vater, gieb, daß sie, die Du mir geschenkt hast, einst auch dahin komme, wo ich jezt hinzukommen hoffe. Amen!“

Marie stand weinend am Bette, hielt die Kerze mit zitternder Hand, und wiederholte mit Schluchzen: „Amen!“

„Ja, fuhr der Vater fort, liebe Tochter! Dort werden wir Jesum in seiner Herrlichkeit sehen, die Gott Ihm vor der Gründung der Welt gegeben hat; dort werden auch wir einander wieder sehen.“

Er legte sich wieder auf sein Kopfkissen, ein wenig zu ruhen. Das Buch behielt er in der Hand. Es war das neue Testament. Der arme Mann hatte es für die ersten Kreuzer, die er nach seiner Vertreibung aus Eichburg erübrigte, und an seinem Munde ersparte, gekauft.

„Liebe Marie, fing er über eine Weile an, ich danke dir auch noch für die Liebe, die du mir in dieser meiner lezten Krankheit erwiesest. Du hast das vierte Gebot getreulich und mit freudigem Herzen befolgt. Denke

an mich, Marie, es wird dir deßhalb doch noch wohl gehen, so arm und hülflos ich dich auch in dieser Welt zurüklassen muß. Ich kann dir nichts geben, als meinen Segen und dieses Buch hier. Bleibe fromm und gut, liebe Tochter, so wird dieser Segen nicht vergebens sein. Der Segen eines Vaters, der auf Gott vertrauet, ist guten Kindern mehr, als das reichste Erbtheil. Das Buch hier nimm zum Andenken an deinen Vater. Es kostete zwar nur einige Kreuzer. Allein wenn du es fleißig lesen und befolgen wirst, so hinterlasse ich dir für die wenigen Kreuzer, die ich darauf verwendete, den größten Schaz! Wenn ich dir mehr Goldstüke hinterließe, als der Frühling Blumen und Blätter hervorbringt, so könntest du für alles dieses Geld dir doch nichts Besseres kaufen. Denn es ist Gottes Wort darin enthalten, und dieses hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Lies alle Morgen — wozu man bei aller Müh und Arbeit doch immer Zeit finden kann — wenigstens einen Spruch, und bewahre und erwäge ihn den Tag über in deinem Herzen. Ist dir eine oder die andere Stelle dunkel, so bitte deinen Seelsorger um Belehrung, wie ich es auch immer machte. Das Wichtigste darin ist für alle Menschen klar. An das halte dich, das befolge. Das wird für dich nicht ohne Segen bleiben. Sieh, der einzige Spruch: „Betrachtet die Lilien des Feldes!" hat mich mehr Weisheit gelehrt, als die mancherlei Bücher, die ich in meiner Jugend las. Er ward mir überdieß zur Quelle von tausend unschuldigen Freuden, und unter tausend Bedrängnissen, die mich sonst würden mit bangen Sorgen erfüllt und verzagt und kleinmüthig gemacht haben, gewährte er mir einen heitern und fröhlichen Muth."

Morgens gegen drei Uhr sagte der Vater: „Marie, mir ist so bange. Oeffne doch das Fenster ein wenig."

Marie öffnete es. Der Mond war nicht mehr am Himmel, aber die Sterne funkelten unbeschreiblich schön.

„Sieh, wie schön der Himmel ist! sagte der Vater. Was sind die Blumen der Erde, gegen jene unvergänglichen Sterne! Dort werde ich jezt hinkommen! O wie

freue ich mich! Lebe fromm, damit du einst auch dahin kommest!“

Mit diesen Worten sank er zurük auf sein Bette, und entschlief — sanft und selig! Marie meinte, es sei etwa eine Ohnmacht. Sie hatte noch nie einen Sterbenden gesehen. Niemand hatte noch sein Ende so nahe geglaubt. Indeß wurde es Marien bange; sie wekte die Leute im Hause. Alle kamen an das Sterbebette. Als nun Marie hörte, er sei wirklich todt, da umfaßte sie die Leiche ihres Vaters mit lautem Weinen, und küßte sein erblaßtes Angesicht, und ihre Thränen vermischten sich mit seinem Todesschweiße.

„O du guter, guter Vater, sagte sie, wie kann ich es dir vergelten, was du an mir gethan hast! Ach, ich kann es nicht. O Dank sei dir für jedes Wort, für jede gute Ermahnung, die deine nunmehr erblaßten Lippen mir gaben. Mit innigem Danke küsse ich deine kalte, starre Hand, die mir so viele Wohlthaten erwies — für mich so viel arbeitete — mich in den Jahren meiner Kindheit wohl auch väterlich züchtigte. Jezt erst sehe ich es ein, wie gut du es auch da meintest, und wie heilsam mir das war! O, habe Dank! habe Dank für alles, und verzeih, wenn ich dich durch kindischen Leichtsinn je betrübte! — O Gott! vergilt Du ihm seine Liebe! — Ach könnte ich jezt meinen Geist auch aushauchen, und ihn dir, lieber Vater, nachsenden in den Himmel! Laß, o Gott, meinen Tod einmal sein, wie den Tod dieses Gerechten! O wie nichts, wie gar nichts ist dieses Leben auf Erden! Wie gut ist es, daß es einen Himmel giebt, ein ewiges Leben! Das ist jezt mein einziger Trost.“

Alle Umstehenden weinten; die Bäuerin führte endlich Marien unter vielen Bitten und Zureden, ihr zu folgen, hinweg.

Marie ließ es sich nicht wehren, sie wachte die folgende Nacht hindurch bei der Leiche ihres Vaters, und las und weinte und betete bis an den Morgen. Bevor man den Todtensarg zuschloß, betrachtete sie die Leiche noch einmal. „Ach, sagte sie, das lezte Mal sehe ich also dein ehrwürdiges Angesicht! Wie schön es aussieht — als lä-

chelte es, als glänzten jezt schon die Strahlen der künftigen Herrlichkeiten darauf! O lebe wohl — lebe wohl — guter Vater! schluzte sie. Sanft ruhe dein Gebein, nachdem die Engel Gottes — so hoffe ich — deinen Geist bereits zur Ruhe des Himmels gebracht haben."

Sie hatte einen Rosmarinzweig, einige goldgelbe Schlüsselblümchen und dunkelblaue Veilchen in ein Sträußchen zusammengefügt und es der Leiche des frommen Gärtners, der so viel gesäet und gepflanzt hatte, in die Hand gegeben. „Diese Erstlingsblümchen der neuauflebenden Erde seien ein Vorbild deiner künftigen Auferstehung," sagte sie, und dieser immergrüne Rosmarin ein Sinnbild meines beständigen frommen Andenkens an dich."

Als man den Sarg zunagelte, ging ihr jeder Hammerschlag so durch das Herz, daß sie fast ohnmächtig wurde. Die Bäuerin brachte sie in eine Kammer und bat sie, sich ein wenig nieder zu legen auf das Bett, damit sie sich wieder erhole.

Bei dem Leichenbegängnisse ging Marie in dem schwarzen Kleide, das ihr ein mitleidiges Mädchen aus dem Dorfe gelehnt hatte, hinter der Leiche ihres Vaters her. Sie war selbst bleich und blaß, wie eine Leiche, und jedermann hatte Mitleid mit der armen verlassenen Waise, die nun keinen Vater und keine Mutter mehr hatte.

Da Mariens Vater in Erlenbrunn fremd war, so wurde ihm sein Grab in einer Eke des Gottesakers, zunächst der Kirchhofmauer gemacht. Ein Paar große Tannen, die hinter der Mauer hervorragten, beschatteten es. Der Pfarrer hielt dem Verstorbenen eine rührende Leichenrede über die Worte Jesu: „Es sei denn, daß das Weizenkörnlein in die Erde falle und nicht verwese, so bringt es keine Frucht; wenn es aber verweset, so bringt es viele Frucht." Er sprach auch davon, wie der fromme Greis seine Leiden so gottergeben und geduldig ertragen und allen, die ihn sahen, ein so schönes Beispiel hinterlassen habe; sagte viel Trostreiches für die tiefbetrübte Waise; dankte den gutherzigen Landleuten im Namen des verstorbenen Vaters für alle demselben erwiesene Liebe,

und ermahnte sie, an der nun ganz verwaisten Tochter Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Marie besuchte das geliebte Grab, so oft sie in den pfärrlichen Gottesdienst nach Erlenbrunn kam, und auch, so oft sie konnte, an den Sonntagen auf den Abend, und weinte und betete da. „So von Herzen wie hier am Grabe meines Vaters, sagte sie, kann ich doch nirgends beten. Die ganze Welt ist mir hier nichts mehr. Ich fühle es, daß wir einer bessern Welt angehören, und es regt sich in mir ein Heimweh nach jenem Vaterlande!" Sie ging nie anders als mit dem frommen Vorsaze von dem Grabe, die Lüste dieser Welt zu verachten, und nur Gott und der Tugend zu leben — in der seligen Hoffnung, droben am Throne Gottes wieder mit ihren guten Eltern vereiniget zu werden.

Dreizehntes Kapitel.

Neue Leiden für Marien.

Marie war von nun an immer sehr traurig. Es war ihr nichts anders, als hätten alle Blumen ihre frischen Farben verloren, und die Tannenbäume um den Hof her schienen ihr so dunkel und schwarz, als wären sie in Trauer gekleidet. Die Zeit linderte zwar Mariens Schmerz; allein bald kamen neue Leiden für sie.

Auf dem Tannenhofe war es seit dem Tode ihres Vaters viel anders geworden, als es ehedem war. Der Bauer und die Bäuerin hatten den Hof ihrem einzigen Sohne, einem guten, stillen Menschen, übergeben. Die neue Schwiegertochter war ziemlich schön und sehr reich. Allein außer der Eitelkeit auf ihre Schönheit, hatte sie für nichts anders Gefühl, als für das Geld. Stolz und Geiz drükten sich auch nach und nach ihrem Gesichte so merklich ein, daß es, bei aller Schönheit, ein recht widriges Aussehen bekam. Wenn sie wußte, daß ihren Schwiegereltern etwas angenehm sein würde, so that sie es durchaus nicht, und den ausgedingten Lebensunterhalt gab sie ihnen nur sehr kärglich und mit Unwillen. Sie

machte ihnen tausend Verdruß, und zählte ihnen gleichsam jeden Bissen in den Mund. Die guten alten Leute zogen sich in das kleine Hinterstübchen zurük, und kamen wenig mehr in die vordere Stube.

Dem jungen Manne ging es um nichts besser. Das rohe Weib gab ihm die gröbsten Reden, und hundertmal des Tages warf sie ihm ihr großes eingebrachtes Vermögen vor. Wollte er nicht den ganzen Tag in Zank und Streit leben, so mußte er dulden und schweigen. Sie wollte nicht einmal zugeben, daß er seine alten Eltern besuche, weil sie fürchtete, er möchte ihnen, wie sie sich ausdrükte, heimlich etwas zusteken. Er wagte es nur mit erschrokenem Herzen Abends nach vollbrachter Arbeit zu ihnen zu gehen. Sie saßen fast allemal traurig so beisammen auf der Bank, und er sezte sich zu ihnen und klagte ihnen seine Noth.

„Ja, ja! sagte der alte Bauer, so gehts. Du Mutter hast Dir von dem Glanze des vielen Geldes, und Du, mein Sohn, von den rothen Wangen die Augen verblenden lassen, und ich war gegen Eure Bitten zu nachgiebig. Da sind wir nun alle drei mit einander gestraft. Wir hätten dem guten Rathe des alten Jakobs folgen sollen. Dem klugen Manne wollte die Heirath nie gefallen, als noch bei seinem Leben die Rede davon ging. Ich weiß noch alle seine Worte gar wohl, und habe schon tausendmal daran gedacht.“

„Weißt du noch, Mutter? Du sagtest einmal: Zehn tausend Gulden sind aber doch ein schönes Geld. Allein Jakob sagte: Ein schönes Geld nun wohl nicht. Die Blumen im Garten da draußen vor dem Fenster sind tausendmal schöner. Ein schweres Geld habt Ihr vielleicht sagen wollen. Das ist es gewiß, und es gehören starke Schultern dazu, es zu tragen, daß es einen nicht in den Boden drüke, und einen krüppelhaften, elenden Menschen, der ganz irdisch gesinnet ist, aus einem mache. Warum trachtet Ihr denn nach so vielem Gelde? Es ist Euch ja bisher nichts abgegangen; Ihr hattet immer noch etwas übrig. Glaubt mir, zu vieles Gut macht Uebermuth. Zu vieler Regen, so wohlthätig und noth-

wendig der Regen auch ist, kann das gesündeste Gewächs im Garten zu Grunde richten. Das sind die Worte des seligen Jakobs genau — und mir ists, ich höre ihn noch.“

„Und Du, mein Sohn, sagtest einmal: Aber eine recht schöne Person ist sie doch, blühend wie eine Rose! Allein der vernünftige Jakob sagte: Eine Blume ist aber nicht bloß schön; sie vereiniget mit dem Schönen auch Gutes. Sie giebt uns gewiß die edelsten Geschenke, das reine Wachs und den köstlichen Honig. Eine schöne Gestalt ohne Tugend ist eine papierne Rose, ein elendes, todtes Ding, ohne Duft und Leben, ohne Wachs und Honig. Dieß sagte der redliche Jakob; wir wollten aber nicht hören. Nun müssen wir fühlen. Was uns damals das größte Glük schien, ist jezt unser größtes Unglük. Gott gebe uns seine Gnade, es geduldig zu tragen; anders ist jezt nichts mehr zu machen.“ So sprachen die drei mit einander.

Der armen Marie ging es nun auch sehr hart. Weil die alten Leute das kleine Stübchen selbst bezogen, so hatte sie es räumen müssen. Die junge Bäuerin wies ihr, obwohl ein paar hübsche Kammern leer standen, aus Bosheit die elendeste im Hause an, fügte ihr alles erdenkliche Herzenleid zu und plagte sie unbeschreiblich. Den ganzen Tag zankte sie in sie hinein, und Marie konnte ihr nie genug arbeiten und nicht das Geringste recht machen. Die arme Waise fühlte es nur zu gut, daß sie in dem Hause sehr unwerth und überläßig sei. Die alten Leute konnten ihr wenig Trost geben; sie hatten mit sich selbst zu thun. Gar oft kam ihr daher der Gedanke, weiter zu gehen. Allein wo sollte sie hin?

Sie fragte den Herrn Pfarrer zu Erlenbrunn um Rath. Dieser vernünftige Geistliche sagte ihr: „Auf dem Tannenhofe ist Ihres Bleibens fernerhin nicht mehr, meine gute Marie! Ihr seliger Vater hat Ihr eine vortreffliche Erziehung gegeben und Sie alles lernen lassen, was für eine bürgerliche Haushaltung nöthig ist; allein auf dem Tannenhofe fordert man von Ihr die Dienste einer rüstigen Bauernmagd; man beladet Sie mit Arbeiten, die über Ihre Kräfte gehen und Ihr nicht an-

gemessen sind. Indeß rathe ich Ihr nicht, jezt sogleich zu gehen, und auf das Ungewisse in die Welt hinaus zu wandern. Der beste Rath dürfte dieser sein, für jezt noch zu bleiben, so viel zu arbeiten, als Sie kann, zu beten, auf Gott zu vertrauen, und zu warten, bis Gott Sie aus Ihrer bedrängten Lage befreien wird. Gott, der Sie für einen andern Kreis erziehen ließ, wird Sie auch in einen andern Kreis zu versezen wissen. Ich werde versuchen, Ihr bei einer christlichgesinnten und rechtschaffenen Bürgersfamilie einen Dienst auszumitteln. Bete Sie und vertraue Sie auf Gott; halte Sie aus in der Prüfung — und Gott wird alles wohl machen.“ Marie dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu folgen.

Das liebste Pläzchen auf Erden war ihr das Grab ihres Vaters. Sie hatte einen Rosenstrauch auf das Grab gepflanzt. „Ach, sagte sie, als sie ihn weinend dahin sezte, wenn ich nur immer hier sein könnte; ich wollte ihn mit meinen Thränen begießen, daß er gewiß bald grünen und blühen sollte!“

Der Rosenstrauch war jezt mit grünen Blättern geschmükt und die purpurnen Knospen fingen bereits an, sich zu öffnen. Wohl hatte mein Vater Recht, sprach Marie, da er mir sagte: „Das menschliche Leben gleicht einem Rosenstoke. Bisweilen ist er ganz dürre und kahl, und man sieht nichts daran als Dornen. Aber wenn man nur warten kann, so kommt die Zeit auch wieder, wo er mit frischem Laube bekleidet, und voll der schönsten Rosen ist.“ Die Zeit der Dornen ist jezt für mich — aber ich will unverzagt sein; ich will deinem Worte glauben, guter Vater! Dein Sprichwort geht doch vielleicht auch an mir noch in Erfüllung: „Geduld bringt Rosen.“

Vierzehntes Kapitel.

Mariens Verstoßung.

Unter den mancherlei Leiden, die Marie zu dulden hatte, kam nun der fünf und zwanzigste Julius, der

Namenstag ihres seligen Vaters. Dieser Tag war sonst immer ein Freudentag für sie; allein dieses Mal begrüßte sie den anbrechenden Morgen, der hell und golden in ihre Kammer strahlte, mit Thränen. Sie hatte ehemals an diesem Tage ihrem Vater allemal irgend eine Freude gemacht; ihm ein Geschenk, das sie selbst heimlich verfertigte, überreicht, ihm eine besondere Speise bereitet, eine Flasche Wein vorgesezt, und den reinlich gedekten Tisch mit Blumen geziert. Sie hatte ihre Liebe zu ihm auch jezt noch gerne an den Tag gelegt. Die Landleute der Gegend hatten den Gebrauch, die Gräber geliebter Freunde, besonders an solchen Gedächtnißtagen, mit Blumen zu zieren; sie hatten Marien oft um Blumen gebeten, die sie ihnen allemal sehr gerne gab. Es kam ihr daher der Gedanke, das Grab ihres Vaters auch mit Blumen zu schmüken. Das niedliche Körbchen, das zu ihrem harten Schiksale den ersten Anlaß gegeben hatte, stand auf dem Kasten und fiel ihr in die Augen. Sie nahm es, füllte es in dem Garten mit farbigen Blumen und frischem Grün, ging damit eine Stunde früher, als der Gottesdienst anfing, nach Erlenbrunn, und stellte das Körbchen auf das Grab ihres Vaters. Ihre Thränen tröpfelten auf die Blumen, und schimmerten wie Thau daran. „Du guter, lieber Vater, sagte sie, du hast alle meine Lebenswege mit Blumen bestreut, und ich kann es dir nicht vergelten; ich will wenigstens dein Grab mit Blumen zieren!“ Sie ließ das Körbchen auf dem Grabe stehen; sie durfte nicht fürchten, daß man die Blumen oder das Körbchen entwende. Die Landleute betrachteten vielmehr das Blumenkörbchen mit wehmüthiger Freude, segneten in ihrem Herzen die gute Tochter, und wünschten dem frommen Vater die Ruhe des Himmels.

Sogleich am folgenden Tage, da die Leute auf dem Tannenhofe, von der großen Wiese jenseits des Waldes, das Heu herein brachten, kam ein Stük feine Leinwand weg, das in dem Grasgarten nächst dem Hause zum Bleichen ausgespannt war. Die junge Bäuerin, die es erst gegen Abend vermißte, und die, wie alle geizigen Leute,

sehr argwöhnisch war, hatte sogleich Marien im Verdachte. Der gute Jakob hatte aus der Geschichte mit dem Ringe eben kein Geheimniß gemacht, und sie den alten Leuten vertraut. Der Sohn, der auch darum wußte, erzählte sie, was freilich unbesonnen war, der jungen Bäuerin. Da nun Marie Abends, ihren Rechen auf der Schulter und einen irdenen Krug in der Hand, mit den Mägden in das Haus trat, kam die junge Bäuerin, grimmig wie ein Drache, aus der Küche heraus, fuhr Marien mit den rauhesten Worten an, und forderte die Leinwand von ihr.

Marie sagte bescheiden, daß sie die Leinwand unmöglich haben könnte, da sie, wie alle Leute im Hause, den ganzen Tag bei dem Heumachen gewesen sei. Während die Bäuerin kochte, habe gar leicht irgend ein fremder Mensch die Leinwand entwenden können. So war es auch wirklich gegangen. Allein die Bäuerin schrie fürchterlich: „Du Diebin! Meinest du, ich wisse es nicht, daß du den Ring gestohlen hast, und mit genauer Noth dem Schwerdte des Scharfrichters entronnen bist? Auf der Stelle pake dich aus dem Hause. Unter meinem Dach ist kein Plaz für ein solches Gesindel.“

Der junge Bauer sagte: „So spät wirst du sie doch nicht mehr fortschiken! Die Sonne ist ja bereits untergegangen. Laß sie doch noch mit uns zu Abend essen, da sie den ganzen Tag in der großen Hize draußen für uns gearbeitet hat — und behalte sie nur noch diese Nacht.“

„Keine Stunde mehr, schrie das rasende Weib, und du schweigst gleich, oder ich hole ein brennendes Scheit aus der Küche, und stopfe dir damit das Maul.“ Der Mann sah, daß er durch Zureden das Uebel nur ärger machen würde, und schwieg. Marie aber erwiederte die Lästerungen nicht; sie pakte das Wenige, was sie hatte, in ein weißes Tuch, worin es wohl Raum fand, zusammen, nahm das Bündelein unter den Arm, dankte weinend für alles auf dem Tannenhofe empfangene Gute, betheuerte noch einmal ihre Unschuld, und bat nur noch um die Erlaubniß, von den guten, alten Leuten Abschied nehmen zu dürfen. „Den kannst du nehmen, sagte die

junge Bäuerin höhnisch, und wenn du gleich die beiden Grauköpfe selbst mitnehmen willst, so ist es mir noch lieber. Der Tod hat, wie es scheint, ohnedem noch lange keine Lust, sie zu holen."

Die beiden guten Leute hatten den Lärm bereits gehört und weinten beide. Sie trösteten indeß Marien, so gut sie konnten, und gaben ihr alles Geld, das sie eben hatten und das einige Gulden betrug, mit auf den Weg. „Geh, gutes Kind, sagten sie, und Gott sei mit dir. Der Segen deines Vaters ist ein heimlicher Schaz für dich, der zu rechter Zeit schon noch zum Vorschein kommen wird. Denke an uns, es geht dir gewiß noch wohl."

Marie ging in der Abenddämmerung, mit ihrem Bündelein unter dem Arme, den schmalen Fußsteig am waldigen Hügel hinauf. Sie wollte ihres Vaters Grab noch einmal besuchen. Da sie aus dem Walde heraus kam, läutete man in dem Dorfe eben die Abendgloke, und bis sie auf dem Kirchhofe ankam, war es bereits Nacht. Allein es war ihr gar nicht schauerlich bei Nacht so unter den Gräbern zu wandeln. Sie ging zu dem Grabhügel ihres Vaters, und weinte, daß eine Zähre die andere schlug. Der Vollmond schien gerade zwischen den zwei schwarzen Tannen hindurch, und erhellte mit seinem blassen Silberlichte die Rosen des Grabes und das Blumenkörbchen, das noch auf dem Grabe stand. Die Abendluft rauschte leise in den Aesten der Tannen, und bewegte hie und da ein Blättchen des Rosenstokes auf dem Grabe. Sonst war es stille, wie es unter den Gräbern zu sein pflegt.

„Du guter Vater; sagte Marie, ach, daß du noch lebest, und daß deine arme Marie ihre Noth dir klagen könnte! Doch — es ist gut, und ich danke Gott, daß du diesen neuen Jammer nicht erlebt hast! Dir ist nun wohl und dich rührt kein Leid mehr an. O wäre ich bei dir! — Ach so unglüklich, wie jezt, war ich doch in meinem Leben noch nie! Damals, als der Mond durch das eiserne Gitter in mein Gefängniß schien, lebtest doch du noch, liebster Vater, aber jezt scheint er auf dein Grab! Damals, als ich aus meiner lieben Heimath vertrieben wurde, hatte ich doch dich noch — o

einen so guten Vater, einen so treuen Beschüzer und Freund! Jezt aber habe ich gar Niemanden mehr; arm, verlassen, in einem bösen Verdachte, überall fremd, bin ich ganz allein in der Welt und habe nirgends eine Heimath. Sogar von dem einzigen Pläzchen auf Erden, das mir noch übrig ist, werde ich vertrieben. Sogar der lezte Trost, dann und wann an deinem Grabe zu weinen, wird mir genommen." Sie brach aufs neue in einen Strom von Thränen aus.

„O lieber Gott, rief sie hierauf und sank auf ihre Knie, bester Vater im Himmel, blike doch von Deinem hohen Himmel herab auf eine arme verlassene Waise, die auf dem Grabe ihres Vaters weint — und erbarme Dich meiner! Wo die Noth am höchsten ist, ist Deine Hülfe ja immer am nächsten. Mein Jammer könnte ja gar nicht größer sein, und mein Herz möchte mir beinahe zerspringen! O zeige es mir, daß Dein Arm nicht verkürzt ist, verherrliche Deine Güte an mir, verlaß doch Du mich nicht; denn ich habe ja doch Niemand mehr, als Dich. Nimm mich hinauf zu Dir, wo meine guten Eltern sind — oder sende mir nur ein Tröpflein Trost in mein verschmachtendes Herz! Du lässest ja die schmachtenden Blümchen, die an der glühenden Sonnenhize den Tag über welk und matt geworden sind, sich jezt an dem kühlen Mondlichte wieder erholen, und erquikest sie reichlich mit erfrischendem Thau: O erbarme — erbarme Dich meiner!" Sie weinte aufs neue heiße Thränen.

„Was soll ich nun heute noch anfangen, sagte sie nach einiger Zeit, und wo will ich noch hingehen? Ach, ich getraue mir nicht, so spät noch in irgend einem Hause um eine Nachtherberge anzusprechen. Wenn ich erzählte, warum man mich fortgeschikt habe, ließe man mich vielleicht ohnehin nirgends hinein."

Sie blikte umher. An der Kirchhofmauer, sogleich neben dem Grabe ihres Vaters, lag ein alter, bemooster Grabstein. Da seine Inschrift längst vergangen, und er sonst im Wege war, hatte man ihn dahin gelegt, und ihn als eine Bank benüzt. „Auf diesen Stein hier

will ich mich niedersezen, sagte, sie, und bei dem Grabe meines Vaters übernachten. Vielleicht bin ich doch das lezte Mal hier, und sehe dieses geliebte Grab in meinem Leben nicht mehr. Morgen, bevor der Tag anbricht, will ich dann in Gottes Namen weiter — wohin seine Hand mich führen wird."

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hülfe vom Himmel.

Marie sezte sich auf den Stein an der Mauer in den dunkeln Schatten der überhängenden Tannenäste, und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Tuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, und sie betete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott, schluchzte sie einmal, hast Du denn keinen Engel, der mir den Weg zeigt, wohin ich mich wenden solle?"

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bei ihrem Namen: „Marie! Marie!" Sie blikte auf und erschrak. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit Wangen, die von dem sanftesten Roth, schöner als Pfirsichblüthe, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Loken umflossen, in einem langen Kleide, weiß wie Schnee — stand wie verklärt im vollen Mondenlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Knie und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt."

„Liebe Marie! sagte die Gestalt freundlich, ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch, wie du. Aber ich komme dennoch, dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh mich nur recht an; kennest du mich denn nicht mehr?"

„Gott im Himmel! rief Marie, ja Sie sind es — Gräfin Amalie! O wie kommen Sie hieher, gnädige Gräfin — hieher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?"

Gräfin Amalie hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht gethan! Die Freude, die du mir einst mit dem niedlichen Körbchen hier machtest, ist dir übel belohnt worden. Deine Unschuld ist aber entdekt. O kannst du uns, kannst du meinen Eltern und mir verzeihen? Sieh, wir wollen alles, so viel wir es noch können, wieder gut machen. Verzeih uns, liebe Marie!"

Marie sagte weinend: „Reden Sie doch nicht so, gnädige Gräfin. Sie haben unter jenen Umständen noch sehr schonend an uns gehandelt. O es kam mir nie in den Sinn, einen Groll gegen Sie zu hegen. Ich dachte immer mit Liebe an Ihre Güte. Was mich schmerzte, war nur einzig dieß, daß Sie — Sie, edle Gräfin und Ihre theuern Eltern mich für schlecht und undankbar halten mußten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Sie meine Unschuld noch einmal erkennen möchten, und diesen Wunsch hat nun Gott erfüllt. Ihm sei Dank!"

Die Gräfin hielt Marien noch lange umarmt, und benezte ihr Angesicht mit Thränen. Dann blikte sie auf das Grab zu ihren Füßen, faltetete die Hände und rief mit inniger Wehmuth: „O du lieber, guter Mann, dessen Hülle hier in der Erde verweset, den ich von meiner zartesten Kindheit an liebte, der noch den Wiegenkorb machte, in dem ich als Kind lag, dessen leztes Geschenk zu meinem Geburtstage das Körbchen war, das hier auf dem Grabe steht — — o daß du noch lebtest, daß ich dein Angesicht noch einmal sehen, und die Beleidigung, die wir dir anthaten, dir abbitten könnte! Ach Gott, wenn wir mit mehr Ueberlegung gehandelt, und mehr Zutrauen in deine so lange geprüfte Treue gesezt hätten, du redlicher, alter Diener, so moderte deine Hülle nicht hier, so wärest du wohl gar noch am Leben und wandeltest noch un-

ter uns! O verzeih uns; sieh, ich gelobe es in dem Namen meiner Eltern hier an deinem Grabe: Was wir dir nicht mehr ersezen können, das wollen wir doppelt an deiner Tochter vergüten! O verzeih uns — verzeih uns!"

„Ach, gnädige Gräfin! sagte Marie, mein Vater hatte nie die geringste Bitterkeit gegen seine gnädige Herrschaft. Er schloß sie alle Morgen und alle Abende in sein Gebet ein, wie er es schon zu Eichburg gewohnt war. Er segnete sie noch im Tode. „Marie, sagte er kurz vor seinem Ende, ich glaube fest, unsere gnädige Herrschaft werde deine Unschuld noch einmal erkennen und dich aus deiner Verbannung wieder zurük rufen. Versichere alsdann den edlen Grafen, und die gütige Gräfin, und den Engel Amalie, den ich, als sie noch ein Kind war, oft auf meinen Armen trug, daß mein Herz voll Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen sie war, bis es brach. Gewiß, gnädige Gräfin, das sind seine Worte."

Die gute Gräfin weinte noch mehr. Endlich sagte sie: „Komm, Marie, seze dich hier neben mich auf diesen Stein. Ich kann mich noch nicht von diesem Grabe trennen. Es ist so traulich hier, wie in Gottes Heiligthum, und der Segen deines Vaters schwebt hier über uns!"

Sechszehntes Kapitel.

Wie Gräfin Amalie hieher gekommen.

„Gott ist recht augenscheinlich mit dir, liebe Marie! sagte die Gräfin Amalie, nachdem sie sich mit Marie auf den Stein gesezt, und sie mit dem Arme umschlungen hatte. Er hat mich wunderbar hiehergeführt, um dir zu helfen. Wie das zugieng, muß ich dir vor allem andern erzählen. Es fügte sich sehr natürlich und einfach, und doch sehr wunderbar und göttlich schön!"

„Von der Zeit an, da deine Unschuld entdekt war, hatte ich keine Ruhe mehr. Du und dein Vater lagen mir immer im Sinne. Glaube mir, liebe Marie, ich habe manche Thräne um euch geweint. Meine Eltern ließen überall nach euch forschen; wir konnten aber nie etwas von

euch erfragen. Vor ein Paar Tagen kam ich nun mit meinem Vater und meiner Mutter auf dem fürstlichen Jagdschlosse an, das dort im Walde nicht weit vom Dorfe, liegt, und wohl schon seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht, und nur von einem Förster bewohnt wird. Mein Vater, der, wie du weißt, Oberforstmeister ist, hat da eben eine Streitigkeit, die Grenzen der fürstlichen Waldungen betreffend, zu berichtigen. Er brachte heute, mit den zwei fremden Herren, die in der nämlichen Angelegenheit hieher kamen, den ganzen Tag im Walde zu, meine Mutter mußte Abends mit den Frauen und einer Fräulein Tochter dieser Herren, die mitgekommen waren, ein Spiel machen. Ich war froh, daß man mich dabei nicht nöthig hatte; denn ich liebe diese Art von Vergnügen nicht. Der Abend war nach dem heißen Tage so schön, so kühl und angenehm; die Sonne ging so lieblich unter, die Berge umher voll rauher Tannenwaldungen und hie und da mit mahlerischen Felsen abwechselnd, gewährten mir einen so neuen Anblik und gefielen mir so sehr, daß ich mir die Erlaubniß ausbat, die Gegend noch ein wenig in Augenschein zu nehmen. Die Tochter des Försters begleitete mich."

„Wir gingen durch das Dorf! Die Thüre des Kirchhofes stand offen. Die Grabsteine waren vom Golde der sinkenden Sonne beleuchtet. Für mein Leben gern las ich von Kindheit an die Inschriften und Reime auf den Gräbern. Ich konnte sehr gerührt werden, wenn ich da las, wie ein Jüngling oder eine Jungfrau in der schönsten Blüthe des Lebens gestorben war, und ich empfand eine Art wehmüthiger Freude, wenn ich fand, wie da ein Mann oder eine Frau ein recht hohes Alter erreicht hatte. Auch die Reime, obwohl sie mir manchmal mehr gut gemeint als gut gemacht schienen, erregten dennoch manche edle Empfindung in mir, und ich nahm immer einige gute Gedanken und Entschlüsse mit auf den Weg."

„Wir gingen also hinein. Nachdem ich die meisten Grabschriften durchgangen hatte, sagte mir die Försterstochter: Nun will ich Ihnen noch etwas recht Schönes zeigen — das Grab eines armen Mannes, das zwar

kein Denkmal und keine Grabschrift hat, das aber die kindliche Liebe seiner Tochter sehr lieblich und freundlich zu zieren weiß. Sehen sie dort in dem dunkeln Schatten der Tannen den blühenden Rosenstok und das niedliche Körbchen voll Blumen auf dem Grabe! Ich ging hin — und blieb wie versteinert stehen. Den ersten Augenblik erkannte ich das Körbchen, dessen ich mich wohl viele hundert Male seit deiner Verstoßung aus Eichburg erinnert habe. Ich betrachtete es näher, es war es genau, und wenn ich noch hätte zweifeln können, so hätten mir doch die Anfangsbuchstaben meines Namens und mein Wappen keinen Zweifel mehr übrig gelassen. Ich erkundigte mich nach deiner und deines Vaters Geschichte. Die Försterstochter erzählte mir von euerm Aufenthalte auf dem Tannenhofe, von deines Vaters lezter Kranheit, von deiner Trauer über seinen Tod. Ich eilte zu dem Herrn Pfarrer, an dem ich einen sehr ehrwürdigen Geistlichen kennen lernte. Er bestätigte alles, und erzählte mir viel, viel Gutes von euch. Ich wollte sogleich auf den Tannenhof gehen, allein über der Erzählung des edlen Pfarrers war die Zeit so schnell verflossen, daß es bereits Nacht war. Was ist zu machen? sagte ich; heute ist es freilich zu spät, mich auf den Hof zu begeben, und morgen mit Anbruch des Tages reisen wir ab." Der Pfarrer ließ seinen Schullehrer kommen, und gab ihm den Auftrag, unverzüglich auf den Tannenhof zu gehen, und dich in den Pfarrhof zu bringen."

„Das arme fremde Mädchen? sagte der Schullehrer. Da darf ich nicht so weit gehen, sie zu holen. Die ist eben wieder bei dem Grabe ihres Vaters, und weint und jammert dort. Ach, das arme Kind! Wenn es nur nicht gar noch aus Traurigkeit in eine Gemüthskrankheit verfällt! Ich sah sie durch die Oeffnung des Thurmes, als ich nach dem Läuten der Abendglocke noch etwas an der Thurmuhr machte, um das alte Werk, doch wenigstens so lange die gnädigen Herrschaften da sind, im Gange zu erhalten."

„Der Pfarrer wollte mich zum Grabe deines Vaters begleiten. Allein ich bat ihn, mich ganz allein zu dir zu lassen, damit ich dich ohne Zeugen und ganz nach meinem Herzen bewillkommen könnte; indeß ersuchte ich ihn dringend, zu meinen Eltern zu gehen, ihnen zu sagen, wo ich wäre, und sie auf deine Ankunft vorzubereiten. Daher, liebe Marie, kam meine plözliche Erscheinung. So hat das Blumenkörbchen unter Gottes Leitung uns hier an dem Grabe deines verklärten Vaters wieder zusammen geführt."

„Ja, sagte Marie, indem sie die Hände faltete und dankbar zum Himmel aufblikte, das hat Gott so gefügt. Er hat sich meiner Thränen, meiner äußersten Verlassenheit erbarmt. O wie gütig, wie liebreich ist Er gegen mich! Man sagt freilich, Gott sende keine Engel mehr, leidenden Menschen zu helfen. Allein ich weiß es nun aus Erfährung: Er sendet noch Engel — edle Seelen, voll Menschlichkeit und Gefühl, die sich der Leidenden thätig annehmen, wie Gräfin Amalie. Ja, Gott lenkt ihre Tritte, und führt sie an Ort und Stelle, wo ihre Gegenwart entzükt und tröstet, wie die Erscheinung eines Engels."

Amalie unterbrach Marien und sprach: „Noch Eins muß ich dir sagen, liebe Freundin, was mich in dieser Geschichte noch ganz eigens rührt, und einen ehrerbietigen Schauder über Gottes heilige Gerechtigkeit, die oft unbemerkt unsere Schiksale lenket, in mir erregt. Siehe! Jettchen, die größte Feindin, die du auf Erden hast, sann und dachte auf nichts anderes, als dich aus meinem Herzen zu verdrängen, und sich in ihrer Stelle recht fest zu sezen. Deßhalb ersann sie die boshafte Lüge — und ihr böser Anschlag schien ihr auch wirklich schon ganz gelungen. Allein in der Folge ward, wie du noch hören sollst, eben diese Lüge die Ursache, daß sie unser aller Zutrauen und ihre Stelle auf immer verlor, und daß du unsern Herzen unendlich theurer wurdest. Sie suchte dich auf immer von mir zu trennen; sie triumphirte schon über deine lebenslängliche Verbannung; sie warf dir, im höchsten Ausbruche ihrer Bosheit und Schadenfreude, das Körb-

chen hier mit Hohnlachen vor die Füße; allein gerade diese boshafte Handlung ward in der Folge — was ihr damals wohl nicht einfiel — die Ursache, uns für immer mit einander zu vereinigen. Denn dieses Körbchen hier war es ja, was mir deinen verborgenen Aufenthalt entdekte. So bleibt es wahr, daß uns, wenn wir anders Gott lieben, kein Feind schaden kann, daß Gott alles Böse, das böse Menschen uns nur immer anthun können, am Ende zu unserm Besten lenkt, und daß so unsere ärgsten Feinde bei allem, was sie nur immer zu unserm Verderben ersinnen und ausüben können, im Grunde nur immer an unserm Glüke arbeiten. Das Heil kommt aus den Feinden! — gilt auch hier."

„Aber nun mußt auch du mir erzählen, sprach die Gräfin weiter, wie du, gutes Kind, noch so spät hieher zum Grabe komst, und warum du eben jezt wieder so gar trostlos weintest!"

Marie erzählte, wie schimpflich sie auf dem Tannenhofe weggeschikt wurde — und die gute Gräfin erstaunte aufs neue. „Ja, in der That, sagte sie, das hat Gott so gefügt, daß ich gerade in dem Augenblike, da du am allertraurigsten warest, und so schmerzlich und mit so heißen Thränen zu Ihm um Hülfe flehtest, hieher kommen mußte. Zugleich siehst du hier eine neue auffallende Bestätigung meiner Worte, daß Gott das Böse, das uns feindselige Menschen zufügen, zu unserm Besten lenke. Die böse Bäuerin verstieß dich aus ihrem Hause, und dachte dich unglüklich zu machen. Allein wieder Wissen und Willen führte sie dich mir und meinen guten Eltern in die Arme, die alle wetteifern werden, dich glüklich zu machen."

„Allein jezt, sagte Amalie, ist es Zeit, daß wir gehen. Meine Eltern erwarten mich. Komm also, liebe Marie, ich lasse dich nicht mehr von meiner Seite, und morgen reisest du mit uns." Marie, die mit Schmerzen daran dachte, daß sie wohl niemals mehr in ihrem Leben hieher kommen würde, nahm weinend von dem geliebten Grabe Abschied, und konnte sich kaum davon trennen. Die Gräfin nahm sie zulezt sanft beim Arme und sagte;

„Komm, komm, liebe Marie, und nimm das Blumenkörbchen mit dir, so hast du doch ein beständiges Andenken an deinen seligen Vater. Anstatt des Körbchens, womit deine kindliche Liebe sein Grab zierte, wollen wir ihm schon ein dauerhafteres Denkmal sezen lassen; du wirst gewiß Freude daran haben. Komm, du bist doch wohl neugierig, die Geschichte des Ringes zu vernehmen; auf dem Wege will ich sie dir erzählen."

Sie gingen endlich Arm in Arm bei dem sanften Glanze des Mondes dem alten Schlosse zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Der wiedergefundene Ring.

Der Weg zum Schlosse führte durch eine lange düstere Allee von hohen, uralten Lindenbäumen. Nachdem Amalie und Marie voll stiller Rührung eine kleine Streke gegangen waren, fing die junge Gräfin an: „Nun muß ich dir die Geschichte erzählen, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

„Wir reiseten dieses Jahr früher als sonst, und zwar sogleich in den ersten angenehmen Tagen des Märzes aus der Residenz nach Eichburg, weil die Geschäfte meines Vaters es so nothwendig machten. Kaum waren wir angekommen, so wurde das Wetter wieder schlecht, und besonders eine Nacht hindurch stürmte und regnete es ganz entsezlich."

„Du kennest den ungeheuer großen Birnbaum in unserm Schloßgarten zu Eichburg. Er war schon sehr alt, und trug wenig Früchte mehr. Der Sturmwind hatte ihn in jener Nacht so gebeugt, daß er umzustürzen drohte. Mein Vater befahl daher, ihn umzuhauen. Die ganze Dienerschaft mußte Hand anlegen, ihn so vorsichtig zu fällen, daß er den übrigen Bäumen keinen Schaden thue. Mein Vater, meine Mutter, wir Kinder, und überhaupt alle im Schlosse waren in den Garten hinabgegangen und sahen zu.

„Als der Baum mit großem Gekrache niedergestürzt war, da sprangen meine zwei kleinen Brüder sogleich auf ein Dohlennest zu, das sich auf dem Baume befand, und schon lange der Gegenstand ihrer jugendliche Neugierde war. Sie untersuchten es mit großer Aufmerksamkeit. „Poz tausend, sagte August, sieh nur, Bruder, was da zwischen den eng in einander geflochtenen Reisern so herrlich glänzt!“ „Das funkelt ja wie lauter Gold und Edelsteine!“ sagte Albert. Jettchen sah neugierig hin — und that einen Schrei. „O Jesu, der Ring.“ rief sie, und wurde todtenblaß. Die Knaben löseten den Ring aus den Zweigen heraus, und brachten ihn mit Jubelgeschrei meiner Mutter.“

„Ja, er ist es, sagte sie. O du guter, ehrlicher Jakob! O du arme Marie, wie Unrecht haben wir euch gethan! Es ist mir zwar sehr lieb, daß der Ring gefunden ist, noch lieber wird es mir aber sein, wenn wir Jakob und Marie wieder auffinden. Mit Freuden werde ich den Ring hergeben, das Unrecht, das wir ihnen zufügten, zu vergüten.“

„Aber wie in aller Welt, fragte ich, kommt doch der Ring da hinauf in das Vogelnest auf den höchsten Gipfel des Baumes?“

„Das will ich Ihnen sogleich sagen, sprach der alte Jäger Anton, dem die Freudenthränen in den Augen standen, euere Unschuld entdekt zu sehen. Daß weder der alte Gärtner Jakob, noch seine Tochter Marie den Ring dahin verbergen konnten, ist klar. Der Baum war zu hoch und der Gipfel für sie fast unmöglich zu ersteigen. Auch hätte man ihnen nicht Zeit dazu gelassen. Denn Marie war kaum aus dem Schlosse heimgekommen, so wurde sie nebst ihrem Vater gefangen gesezt. Allein die schwarzen Vögel, die auf dem Baume nisteten, die Dohlen, lieben alles was glänzt über die Maßen, und wo sie dergleichen etwas erwischen können, tragen sie es flugs in ihr Nest. Ein solcher hat den Ring entwendet und dahin getragen, das ist nun ganz ausgemacht. Mich wunderts nur, daß ich, als ein alter Jäger, nicht früher auf den Gedanken gekommen bin, die

Vögel könnten den Ring gestohlen haben. Allein es war nun schon einmal Gottes Wille so, daß ein so großes Leiden über meinen alten Freund Jakob und seine Tochter Marie kommen sollte.“

„Meine Mutter sprach: Ihr habt vollkommen Recht, Anton, und jezt ist mir mit Einem Male die ganze Geschichte klar. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß die Vögel von dem hohen Birnbaume manchmal an das Fenster herflogen, daß die Fenster damals, als der Ring wegkam, eben offen standen, daß jenes Tischchen, auf dem der Ring lag, sich zunächst an dem Fenster befand, und daß ich, nachdem ich die Thüre meines Wohnzimmers geriegelt hatte, eine geraume Zeit in meinem Nebenzimmer zubrachte. Unstreitig hat also einer dieser diebischen Vögel den Ring von dem Baume aus mit seinen scharfen Augen erblikt, und, während ich im Nebenzimmer verweilte, ihn unbemerkt im Schnabel davon getragen.“

„Mein Vater war sehr betroffen und bestürzt, als er so unerwartet zur vollkommenen Gewißheit gelangte, daß du und dein Vater unschuldig verurtheilt worden. Es schmerzt mich in der Seele, sprach er, daß wir den guten Leuten ein so großes Unrecht angethan haben, und mein einziger Trost ist, daß es nicht aus bösem Willen, sondern aus Unwissenheit und Irrthum geschehen. Ich werde aber mein Haupt nicht sanft niederlegen, bis wir die ehrlichen Leute aufgefunden, ihnen ihre geraubte Ehre wieder gegeben, und das ihnen zugefügte Unrecht wieder vergütet haben.“

„Hierauf ging er auf Jettchen zu, die unter den vielen fröhlichen Gesichtern, die man um uns her erblikte, blaß und zitternd wie eine arme Sünderin dastand. „Du falsche betrügerische Schlange, rief er, wie konntest du dich unterstehen, deine Herrschaft und das Gericht so zu belügen, und sie zu einer so himmelschreienden Ungerechtigkeit zu verleiten? Wie konntest du es über das Herz bringen, einen alten, ehrlichen Mann und sein armes, unschuldiges Kind in ein so großes Unglük zu stürzen?“

„Auf, und ergreift sie!“ rief er den zwei Gerichtsdienern zu, die bei Fällung des Baumes mitgeholfen, und sich gleich zwei Habichten bereits Jettchen genähert, und die Augen auf meinen Vater gerichtet hatten, seine Befehle zu vernehmen. Er sprach mit großem Ernste weiter: „Die nämlichen Ketten legt ihr an, mit denen Marie gefesselt war; in eben denselben Kerker werft sie, in dem Marie geschmachtet hat. Sie soll die volle Zahl der Streiche bekommen, die Marie unschuldig dulden mußte; alles, was sie an Gold und Kleidern zusammen gespart hat, soll ihr genommen werden, um vielleicht noch einmal die widerrechtlich Beraubten damit zu entschädigen, wie sie geht und steht, soll sie endlich von dem Gerichtsdiener hier, der Marien fortführte, über die Gränze gewiesen werden.“

„Alle Leute, die da waren, erschraken über diese Worte, und standen blaß und stillschweigend umher. So aufgebracht hatten sie meinen Vater noch nie gesehen, und ihn noch niemals mit solchem Eifer sprechen gehört. Es herrschte lange Zeit eine große Stille, endlich ließen sie ihre Gedanken und Empfindungen laut werden.“

„Es geschieht dir recht! sagte der eine Gerichtsdiener, indem er Jettchen beim Arme faßte. Wer andern Gruben gräbt, der fällt am Ende selbst hinein.“

„Das hat man von Lug und Trug! sprach der andere, indem er sie beim andern Arme nahm. O es bleibt doch wahr: Es ist kein Fädelein so rein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.“

Die Köchin sagte: „Der Zorn über Marien wegen des schönen Kleides hat das leichtfertige Jettchen zuerst zu der Lüge verleitet, und dann konnte sie, ohne sich selbst als eine ehrlose Lügnerin anzugeben, nicht mehr zurük. Darum ist es ein wahres Sprichwort: Wer sich von dem Teufel bei einem Härlein fassen läßt, dessen bemächtiget er sich leicht auf ewig.“

„Nun, nun, sagte der Kutscher, der den Baum umgehauen und die Axt noch auf der Schulter hatte, wir wollen hoffen, sie werde sich wenigstens jezt noch bessern, sonst gehts ihr in der andern Welt freilich noch

schlimmer. Der Baum, der keine guten Früchte bringt, sezte er noch hinzu, und schwang die Axt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen."

„Die Nachricht, der Ring habe sich wieder gefunden, hatte sich sogleich durch ganz Eichburg verbreitet, und es liefen von allen Seiten eine Menge Leute zusammen, so daß bald eine dichtgedrängte Schaar von Menschen um uns her stand. Jezt kam auch unser Herr Amtmann in den Schloßgarten. Der Aktuar, der bei Entdekung des Ringes zugegen gewesen, hatte ihm den Vorfall sogleich angezeigt. Du glaubst gar nicht, liebe Marie, wie die Geschichte den guten Amtmann angriff. Denn so hart er auch mit dir verfahren ist, so ist er doch gewiß ein sehr rechtlicher Mann, der sein Leben lang mit unverbrüchlicher Treue auf Recht und Gerechtigkeit hielt. Mein halbes, ja wohl mein ganzes Vermögen wollte ich darum geben, sagte er mit einer Stimme, die uns allen durch das Herz drang — wenn mir der Fall nicht begegnet wäre. Denn die Unschuld fälschlich zu verurtheilen, ist etwas Schrekliches."

„Er blikte hierauf im Kreise des versammelten Volkes umher, und sprach mit erhabener, feierlicher Stimme: „Gott allein ist der Richter, der niemals irrt, und den niemand betrügen kann. Er, der Allwissende, wußte es allein, wie der Ring hinweg gekommen, und Ihm allein war der Ort bekannt, wo derselbe bisher verborgen war. Menschliche Richter irren leicht aus Kurzsichtigkeit, und hier auf Erden muß leider die Unschuld nicht selten unterliegen und das Laster trägt den Sieg davon. Allein dieses Mal hat Gott, der Richter im Verborgenen, der einst alles Gute belohnen und alles Böse bestrafen wird, beschlossen, schon hier auf Erden die verkannte Unschuld und die geheime Bosheit offenbar werden zu lassen. — Und sehet und erkennet nun, wie wunderbar sich da alles nach seinem heiligen Willen zu diesem Ziel und Ende fügen mußte. Da mußte der furchtbare Sturmwind, der gestern Nacht das ganze Schloß erschütterte, und uns alle zittern machte, den alten Baum beugen, daß er den Umsturz drohte; da

mußte ein mächtiger Plazregen das Vogelnest hier rein waschen, damit der Ring sogleich hell und schimmernd in die Augen falle; da mußte die gnädige Herrschaft eben auf dem Schlosse anwesend, und durch Gottes Leitung bei dem Umhauen des Baumes selbst gegenwärtig sein; da mußten die fröhlichen, unschuldigen Knaben, die jungen Grafen, denen es nicht einfallen konnte, den Fund zu verheimlichen, den Ring zuerst entdeken; da mußte selbst Jettchen, die falsche Anklägerin, die erste sein, die Mariens Unschuld mit einem lauten Schrei gleichsam laut ausrief. Solche wunderbare Geschichten haben sich schon öfter zugetragen. Gott — der zwar erst in jener Welt alle Prozesse noch einmal neu wieder aufnehmen und einem jeden sein Recht nach der Wahrheit sprechen wird, sei es nun zum Leben oder zum Tod — Gott läßt zu Zeiten doch schon auf dieser Welt so etwas geschehen, damit die Menschen aufbliken zu Ihm, dem großen Richter da oben, den niemand täuschen kann, und damit sie bei den mancherlei Ungerechtigkeiten, die hier auf Erden vorgehen, den Glauben nicht verlieren — an eine ewige, allwaltende, allvergeltende Gerechtigkeit!"

„So sprach der Amtmann mit großem Nachdruk, und die Leute hörten ihm sehr aufmerksam zu, gaben ihm Recht, und gingen nachdenkend auseinander. — Und dieß, liebe Marie, ist die Geschichte, wie der Ring wieder zum Vorschein kam."

Unter dieser Erzählung hatten Amalie und Marie die Pforte des alten Schlosses erreicht.

Achtzehntes Kapitel.

Wie edle Menschen das Unrecht vergüten.

Der Graf, die Gräfin und die übrigen Herrschaften waren indessen in dem großen Saale des Schlosses, der nach dem Geschmake des Alterthums sehr prächtig ausgeziert war, versammelt. Alle Wände des Saales waren nach altdeutscher Kunst und Art mit Tapeten bekleidet, auf denen ganze Jagden mit einer Menge von

Jägern, von Pferden und Hunden, Hirschen und Wildschweinen sehr künstlich eingewirkt waren. Die Farben sahen, ungeachtet ihres Alters, noch sehr frisch und lebhaft aus, und wer nur, besonders bei Nacht, wenn die herabhängenden kristallenen Leuchter mit ihren vielen Kerzen brannten, hinein trat, glaubte in einen Wald zu kommen.

Der würdige Pfarrer war längst in dem Saale angelangt, und die ganze Gesellschaft hatte seine Erzählung von Jakob und Marie mit der größten Theilnahme angehört. Er hatte die Geschichte des frommen Greises so herzlich und rührend erzählt, hatte von der edlen Denkart und dem ganzen Betragen des guten Mannes während seines Aufenthaltes auf dem Tannenhofe ein rührendes schönes Gemälde entworfen, hatte besonders die unwandelbare Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit des alten Dieners an seine Herrschaft, die bloß durch die seltsamsten, unbegreiflichsten Umstände genöthiget gewesen wäre, ihn und seine Tochter zu mißkennen, in ein so helles Licht gesezt, hatte von Mariens unaussprechlicher Liebe gegen ihren Vater, von ihrer kindlichen Sorgfalt für ihn, ihrer unermüdeten Thätigkeit, ihrer Frömmigkeit, Geduld und Bescheidenheit so viele schöne Beispiele angeführt, daß allen, die ihm zuhörten, die hellen Thränen in den Augen standen, die edle Frau Gräfin, Amaliens Mutter aber, sich nicht mehr halten konnte, recht von Herzen zu weinen.

In diesem Augenblike trat die Gräfin Amalie, an der einen Hand Marien und in der andern das Blumenkörbchen, in den hell erleuchteten Saal. Alle eilten ihnen entgegen; alle überhäuften Marien mit den freundlichsten Begrüßungen.

Der Graf nahm sie liebreich bei der Hand und sprach: „Armes, gutes Kind! Wie blaß und abgezehrt du aussiehst! Unser unweises Benehmen hat deine Wangen so gebleicht, und deiner jugendlichen glatten Stirne die frühen Furchen eingegraben. Verzeih uns! Wir wollen alles thun, die verschwundenen Rosen deiner Wangen von neuem aufblühen zu machen. Wir haben dich aus

deiner väterlichen Wohnung vertrieben, aber sie soll von nun an dein Eigenthum sein. Sieh, das kleine, niedliche Haus zu Eichburg, und den schönen Garten dabei, wovon dein Vater nur die Nuznießung hatte, schenke ich dir hiemit, und mein Sekretär soll heute noch die Schenkungsakte aussezen, und Amalie sie dir überreichen."

Die Gemahlin des Grafen, Amaliens Mutter, küßte Marien, schloß sie in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, und zog dann den funkelnden Ring, wegen dessen Marie so vieles hatte leiden müssen, und den die Frau Gräfin, kurz bevor Marie herein kam, aus dem Schmukkästchen genommen und angestekt hatte, vom Finger, und sprach: „Sieh, liebes Kind! Deine Unschuld und Tugend sind zwar ein köstlicheres Kleinod, als der große, helle Diamant in Mitte dieses Ringes. Obgleich du indeß an bessern Schäzen reich bist, so verschmähe dennoch diesen Edelstein nicht — als einen kleinen Ersaz für das Unrecht, das dir geschehen, und als ein Pfand meiner wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit gegen dich! Da der Ring dein künftiger Brautschmuk nicht sein kann, so soll er zu deinem künftigen Brautschaze bestimmt sein. Kommt einmal jene Zeit, daß du einen Brautschaz nöthig haben wirst, so werde ich den Ring nach seinem vollen Werthe wieder einlösen!" — und mit diesen Worten stekte die Gräfin den Ring an Mariens Finger.

Marie weinte die süßesten Thränen, wie sie kurz vorher die bittersten geweint hatte; sie war von so vieler Güte ganz betäubt; sie unterlag beinahe darunter, wie unter einer schweren Last. Sie konnte nicht reden, mußte nur weinen, wollte nicht nehmen.

Einer der fremden Herrn sagte: „Nimm du armes Kind, immer, was reiche Großmuth dir giebt. Gott hat den verehrungswürdigen Herrn Grafen und die liebenswürdige Frau Gräfin mit großen Reichthümern gesegnet; Er hat ihnen aber auch, was noch weit mehr ist, ein großes Herz gegeben, diese Reichthümer auf die beste Art zu verwenden."

„O nicht doch, sagte die Gräfin, sie schmeicheln uns, Herr Baron. Es ist dieses keine Handlung der Groß-

muth. Wir haben der Welt ein Beispiel von einer schreienden Ungerechtigkeit gegeben, an die ich lebenslänglich mit Betrübniß und Beschämung denken werde; es ist uns zu unserer Beruhigung schlechterdings nothwendig; den begangenen Fehler wenigstens in etwas wieder gut zu machen. Auf Verdienst können wir hier gar keine Ansprüche machen; wir erfüllen bloß eine Pflicht der Gerechtigkeit.“

Die bescheidene, anspruchslose Marie stand — und hielt den Ring, den sie wieder abgenommen hatte, in ihrer zitternden Hand; sie blikte mit ihren thränenvollen Augen den Herrn Pfarrer an, als wollte sie ihn fragen, was sie thun solle.

Der würdige Pfarrer sprach: „Ja, Marie, du mußt den Ring behalten. Der Herr Graf und die Frau Gräfin denken zu edel, denselben wieder zurük zu nehmen. Da diese Begebenheit ein ganz außerordentliches Beispiel ist, wie ein Verdacht, der vollkommene Gewißheit scheint, dennoch täuschen könne; so laß du, liebe Tochter, diese Begebenheit immerhin auch ein außerordentliches Beispiel sein, wie edle Menschen ihre begangenen Uebereilungen schön und herrlich wieder vergüten. — Sieh, gutes Kind, Gott vergilt dir deine kindliche Liebe gegen deinen Vater; wer seine Eltern aufrichtig ehrt, dem muß es nach Gottes Verheißung ja wohl gehen. Gott bedient sich der wohlthätigen Hände des Herrn Grafen und der Frau Gräfin, dir deine überstandenen Leiden zu vergüten. Nimm also diese reiche Gabe mit Dank an — und da du im Unglüke dich so gottergeben, sanftmüthig und geduldig betrugest, so bleibt dir jezt nichts mehr zu thun übrig, als dich nun auch im Glüke eben so dankbar gegen Gott, und eben so wohlwollend und bescheiden gegen die Menschen zu benehmen.“

Marie stekte den Ring mit Dankesthränen an den Finger. Sie vermochte nicht ihren Dank auszudrüken.

Amalie, die mit dem Blumenkörbchen in der Hand neben Marie stand, war hoch erfreut, daß ihre Eltern so edelmüthig handelten. Aus ihren Bliken strahlte das reinste Wohlgefallen gegen Marie. Der Pfarrer, der

es nur zu oft wahrnehmen mußte, wie scheel die Kinder sehen, wenn Eltern andern Menschen Wohlthaten erweisen, war von Amaliens uneigennüziger Güte noch besonders gerührt. „Gott, sprach er, wolle dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin ihren Edelmuth lohnen, und das, was Sie an einer armen Waise thun, Ihnen an Ihrer eigenen liebenswürdigen Tochter, die so edel als ihre Eltern gesinnt ist, mit hundertfältigem Segen vergelten.“

„Und was wird er auch; denn was wir von zeitlichen Gütern zum Besten unsrer leidenden Mitmenschen verwenden, ist lauter Gewinn. Es wird uns nicht nur in dieser Welt belohnt, es ist ein Kapital; das für eine bessere Welt angelegt wird, und keiner Gefahr mehr ausgesezt ist, verloren zu gehen. Dort wird es uns dereinst reichliche Zinsen tragen.“

Neunzehntes Kapitel.

Noch eine denkwürdige Nachricht zu dieser Geschichte.

Die Frau Gräfin befahl nun die Abendmahlzeit aufzutragen, bat den Herrn Pfarrer bei der Tafel zu bleiben, und sagte, Marie müsse auch mitspeisen. Während des Tischgebetes — welcher schöne Gebrauch damals auch bei höheren Ständen allgemein herrschte — hatte Marie eine ganz eigene rührende Empfindung. „Mein Gott, dachte sie, wie wehe that es mir und wie kleinmüthig ward ich, als ich auf dem Tannenhofe nach vollbrachter Tagesarbeit ohne Abendessen fortgeschikt wurde — und wie hätte ich denken können, daß zu jener Stunde bereits hier in diesem Schlosse unter diesen edlen Menschen mir eine Mahlzeit bereitet werde. Wie danke ich Dir, lieber Vater im Himmel, für Deine gütige Vorsorge! Ach, verzeih mir meinen Kleinmuth und gieb mir Deine Gnade, im Vertrauen auf Dich nie mehr zu wanken.“

Marien wurde ihr Plaz zwischen der Frau Gräfin

und der Gräfin Amalie angewiesen. Sie weigerte sich mit jungfräulicher Schüchternheit, diese Ehrenstelle einzunehmen. Allein die Frau Gräfin sagte freundlich: „Da du, unsere — nicht verlorene, sondern verstoßene — Tochter, wieder gefunden bist, so ist es ja billig, eine Freudenmahlzeit zu halten, und dabei gebührt dir mit Recht die erste Stelle.“ Sie nahm Marien bei der Hand und führte sie an den ihr bestimmten Plaz.

Während des Speisens war beinahe von nichts anderm, als von Mariens Geschichte die Rede. Der Graf hatte den alten, redlichen Jäger Anton, als einen forstverständigen Mann, mitgebracht. Der treue Diener half, mehr aus Neigung als auf Befehl, allemal seine Herrschaft bei der Tafel bedienen. Diesen Abend stand er aber fast immer hinter Mariens Sessel, und wischte sich eine Thräne nach der andern aus den Augen. Sein Alter hatte ihm eine Art von Recht erworben, hie und da ein Wörtchen mitzusprechen. „Nicht wahr, Jungfer Marie, sprach er einmal, es traf doch ein, was ich Ihr und Ihrem Vater dort am Gränzsteine im Walde sagte: Ehrlich währt am längsten. Und: Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht. Nun fehlt nichts mehr, als Eines. Ihr Vater, mein alter ehrlicher Jugendfreund, hätte diesen Freudentag auch noch erleben sollen! Der gute Jakob, wie der sich gefreut hätte, sein Kind, das ihm seit dem Tode seiner Frau das Liebste auf Erden war, als unschuldig anerkannt und so geehrt zu sehen! Ich meine nicht, daß ich es aus dem Kopfe bringen kann, der liebe Gott hätte ihm doch noch die wenigen Monate schenken sollen! Wenn Er ihn dann gleich an dem heutigen Abende vor Freude hätte sterben lassen, so wollte ich mich gern darein gegeben haben. Wenn er diese Freude nur noch erlebt hätte!“

„Ich lobe Eure Empfindung, guter alter Mann, sprach der Pfarrer; denn sie macht Eurem Herzen wahrlich Ehre. Allein wir müssen unsre Blike nie bloß auf dieses Leben hier unter dem Monde beschränken, das nur den kleinsten, und, ich darf es sagen, gerade den armseligsten Theil unserer ganzen Dauer ausmacht. Diese

Welt ist nur der Vorplaz einer andern Welt. Dieses Erdenleben nur Vorbereitung auf ein zweites, besseres Leben im Himmel. Betrachten wir nun das Leben eines Menschen, abgerissen von seiner künftigen Bestimmung, so müssen uns nothwendig Dinge darin aufstoßen, die sich mit der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht reimen lassen. Richten wir aber unsere Blike aufwärts zum Himmel, so öffnen sich uns Aussichten, die uns über alles, was in diesem Leben ungleich und widersprechend ist, beruhigen müssen."

„So ist es auch mit der Geschichte Jakobs und Mariens. Dem guten Kinde hier werden die erduldeten Leiden von der edelsten Großmuth herrlich vergütet. Der alte, vortreffliche Vater hingegen mußte sterben, von seiner edelmüthigen, geliebten Herrschaft, durch eine seltene Schikung, ganz mißkannt und ins Elend verstoßen; ja mußte — was seinem Vaterherzen am allerschwersten fiel — sein Kind in der tiefsten Armuth in dieser Welt zurük lassen. Wenn es nun kein anderes Leben gäbe, so müßte eine solche Ungleichheit in Vergütung erduldeter Leiden uns als eine schreiende Ungerechtigkeit erscheinen, und jedes Menschenherz empören, wie das der gute Greis hier sehr richtig fühlt."

„Allein es giebt ein besseres Leben; es giebt — o wohl uns armen Menschen! — einen Himmel, wo das schöne große Ziel aller unserer Leiden erst vollkommen erreicht wird. Und doch im Himmel werden dem guten Manne seine Leiden und sein unverdientes Elend schöner und herrlicher vergütet, als sie seiner Tochter hier auf Erden ersezt werden. Dort genießt er jezt reinere Freuden, ja eine Seligkeit, eine Herrlichkeit, gegen die diese prächtige Freudenmahlzeit in diesem schimmernden Saale nicht einmal ein Schatten ist."

„Ja noch mehr! Ich weiß es zwar nicht — allein mein Herz sagt es mir, und in vielen Fällen verdient das Herz mehr Glauben, als der Kopf, — mein Herz sagt es mir, daß der fromme Greis, der ja sein Vaterherz mit in den Himmel nahm, an diesem Freudenabende vielleicht mehr Antheil hat, als wir denken.

Da ich alle die edlen Gäste an der Tafel hier so gerührt sehe, so muß ich doch noch Eines erzählen, das ich unter andern Umständen vielleicht verschwiegen hätte."

„Eines Morgens kam ich an das Krankenbett des frommen Greises. So groß sein Vertrauen auf Gottes Vorsicht immer war, so konnte er sich doch nie aller schmerzlichen Sorgen um das künftige Schiksal seiner geliebten Tochter ganz entschlagen. An jenem Morgen aber fand ich ihn ungemein fröhlich. Heiter lächelnd bot er mir die Hand aus dem Bette, und sagte: „Nun, Herr Pfarrer, ist mir auch der lezte Stein vom Herzen — die Sorge für meine Tochter; nun bin ich ganz ruhig. Diese Nacht konnte ich beten, wie fast noch nie in meinem Leben — und eine noch nie gefühlte Ruhe, ein himmlischer Trost goß sich in mein Herz aus. Ich habe den frommen Glauben, mein Gebet sei erhört. Getrost schließe ich nun meine Augen — denn ich weiß, die Unschuld meiner Tochter werde noch entdekt werden, und der edle Graf werde die Vatersorge für dieselbe übernehmen, und die vortreffliche Gräfin Mutterstelle an ihr vertreten." So sprach der fromme Greis am Morgen nach jener Nacht — und nun vernahm ich erst diesen Abend aus den Gesprächen während der Tafel mit Erstaunen, daß gerade in jener Nacht der gewaltige Sturmwind den großen, alten Baum in dem Schloßgarten beugte, und somit den verstekten Edelstein und Mariens verkannte Unschuld an den Tag brachte. So ward sein frommes Gebet damals schon erhört. Und so hat wohl der verklärte Geist des frommen Greises am Throne Desjenigen, Der alle menschliche Schiksale lenkt, sein Gebet fortgesezt, hat die Errettung seines armen Kindes, dessen Jammer bereits auf das höchste gestiegen war, beschleuniget, hat uns allen diesen seligen, göttlich-schönen Abend bereitet. — Und wie sollte nun ihm allein, den doch das Schiksal seiner Tochter am nächsten angeht, die glükliche Wendung desselben ganz und gar unbekannt bleiben? Es ist wenigstens mir ein tröstlicher Gedanke, daß er auch dort, jenseits des Grabes, um das Glük seines inniggeliebten Kindes wisse, und unsere Freuden theile. Dem sei aber, wie ihm wolle, so bleibt doch

dieß gewiß, daß jenes nächtliche Gebet des frommen Greises und die Erhörung desselben über diese ganze Geschichte das freundlichste, schönste Licht verbreitet und ihr gleichsam die Krone aufsezt. Die ganze Geschichte erscheint nun erst in vollem Glanze als ein Werk der göttlichen Vorsehung."

„Nein, fuhr der Pfarrer mit sichtbarer Rührung fort, kein bloßes Ungefähr hat uns hier zusammen gebracht; kein blinder Zufall hat uns diese Stunde schöner Rührung und edler Empfindung bereitet. Gottes Güte, Gottes heilige Vorsehung ist es, die mich, einen ganz Fremden, in den Kreis dieser edlen Menschen einführte — um von ihr zu zeugen, da mir der Sterbende einen Umstand vertraute, der uns in eine der geheimsten Tiefen dieser Geschichte hineinbliken läßt."

„Möchte uns diese Geschichte ein Beweis sein, daß Gott, der die Gefühle der zärtlichsten Liebe in die Herzen aller Väter und Mütter legte, noch eine unendlich größere Liebe gegen alle seine Menschen habe, und zärtlicher für sie sorge, als Väter und Mütter auf Erden nur immer für ihre Kinder sorgen können. Möchten wir alle in dem erfreuenden Glauben, daß ein großes Vaterherz dort oben für uns alle schlage, leben und sterben. Denn dieser Glaube ist doch in Noth und Tod, gegen die kein Stand auf Erden ein Privilegium hat, gegen die kein Ordensstern und keine Krone schüzen kann, unser einziger Trost."

„Dieß ist auch mein Glaube, lieber Herr Pfarrer! sagte die Frau Gräfin, indem sie aufstand und ihm die Hand bot. Alle übrigen stimmten mit ein, und standen auch auf. „Es ist bereits ziemlich spät, sagte jezt die Frau Gräfin, und da wir morgen sehr frühe aufbrechen, so wollen wir nun noch ein wenig ruhen — und sogleich aus einander gehen, um die schönen Empfindungen, die der Herr Pfarrer in uns erregte, durch nichts mehr zu zerstreuen, denn besser können wir den heutigen Tag unmöglich beschließen." Alle gingen gerührt aus einander.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Tannenhofe.

Des folgenden Tages mit anbrechender Morgenröthe waren schon alle im Schloße geschäftig, sich zur Abreise fertig zu machen; am emsigsten aber waren Gräfin Amalie und das anwesende fremde Fräulein um Marie beschäftigt.

Marie hatte sich zu Eichburg so gekleidet, wie es bei den Töchtern herrschaftlicher Diener damals gebräuchlich war; da sie aber während ihres Aufenthaltens auf dem Tannenhofe sich nach and nach neue Kleidungsstüke anschaffen mußte, so wollte sie durch eine bessere Tracht die Augen der Leute nicht auf sich ziehen; sie trug sich daher jezt beinahe ganz so, wie die Landmädchen jener Gegend. Das fremde Fräulein, das mit Marie von einem Alter und von einer Größe war, schenkte ihr nun auf Amaliens Bitte einen vollkommenen, beinahe noch ganz neuen, sehr schönen Anzug. Marie nahm Anstand, das schöne Kleid zu tragen.

Allein Gräfin Amalie sagte: „Nur keine lange Bedenklichkeiten; du mußt es sogleich anziehen. Du bleibst von nun an als meine Freundin und Gesellschafterin beständig bei mir; und da mußt du doch anders gekleidet sein. Auch ist es am Besten, daß du dich sogleich hier umkleidest, so macht es am wenigsten Aufsehen!“

Beide Frauenzimmer wetteiferten nun, Marien recht heraus zu puzen, nahmen sie dann in ihre Mitte, und führten sie in den großen Saal, wo das Frühstük schon bereit stand. Jedermann stuzte zuerst über das dritte fremde Frauenzimmer — bald aber erkannten sie Marien, begrüßten sie alle mit frohem Jubel, und gaben dieser vortheilhaften Veränderung, wie sie diese Umkleidung nannten, ihren Beifall.

Nach dem Frühstüke stieg man sogleich ein, und Marie mußte sich neben Amalie zu dem Grafen und der Gräfin in den Wagen sezen. Der Graf befahl, über

den Tannenhof zu fahren, weil er die guten Landleute, die Marien und ihren Vater so gütig aufgenommen hatten, wollte kennen lernen. Unterwegs erkundigte er sich sorgfältig nach ihnen, und Marie verhehlte es nicht, daß die Lage derselben sehr traurig sei, und daß sie für ihre alten Tage wenig gute Stunden mehr hoffen könnten.

Die Ankunft der Kutsche machte auf dem Tannenhofe kein geringes Aufsehen; denn seit der Hof stand war vielleicht keine Kutsche, am allerwenigsten aber eine so prächtige dahin gekommen.

Die junge Bäuerin kam, als die Kutsche vor der Hausthüre hielt, eilends aus dem Hause gesprungen. „Ich muß doch, sagte sie, dem vornehmen fremden Herrn, nebst Frau Gemahlin und zwei Fräulein Töchtern aussteigen helfen.“ Als sie aber dem einen vermeinten gnädigen Fräulein die Hand bot, erkannte sie in ihr plözlich — Marien. „Was Henkers soll dieß sein?“ rief sie in ihrer rohen Mundart, ließ, als hätte sie eine Schlange angefaßt, Mariens Hand augenbliklich los, fuhr zehen Schritte weit zurük, und wurde bald bleich und roth.

Der alte Bauer arbeitete eben in dem Garten. Der Graf, die Gräfin und Amalie eilten zu ihm hin, reichten ihm die Hand, lobten seine Wohlthätigkeit gegen Marie und ihren Vater, und dankten ihm dafür in den gütigsten Ausdrüken. „Ach, sagte der brave Bauer, ich habe dem guten Manne mehr zu danken, als er mir. Mit ihm kam der Segen unter mein Dach, und wenn ich nur in allen Stüken seinem Rathe gefolgt hätte, so stünde es jezt viel besser mit mir. Seit er todt ist, habe ich fast keine Freude mehr, als den Garten hier. Und auch dieß habe ich seinem klugen Rathe zu danken, daß ich mir das Stüklein Land da noch vorbehielt, so wie ich auch die Kunst, es zu bauen, ihm abgelernt habe. Da arbeite ich denn so, seitdem mir der Pflug zu schwer wird, und suche unter den Kräutern und Blumen den Frieden, den ich in meinem Hause nicht mehr finde.“

Indeß hatte Marie die alte Bäuerin in dem kleinen Stübchen aufgesucht, und führte sie an der Hand herbei,

indem sie ihr beständig zuredete, sich nicht zu scheuen; denn die gute Frau hatte in ihrem Leben noch mit keiner so vornehmen Herrschaft gesprochen. Sie kam nur sehr schüchtern und furchtsam näher. Auch sie wurde mit Lobeserhebungen und mit Danksagungen überhäuft.

Die beiden guten alten Leute standen ganz beschämt da, und weinten vor Freude wie Kinder. „Hab' ich's nicht gesagt, sprach der alte Mann zu Marie, es werde dir wegen deiner kindlichen Liebe gegen deinen Vater noch wohl gehen? Siehe, nun ist meine Vorhersagung eingetroffen." Und die alte Bäuerin, die indeß Muth bekam, sagte, indem sie den Zeug von Mariens schönem Kleide zwischen den Fingern prüfte: „Ja, ja, dein Vater hatte doch Recht mit seinem Sprüchlein: Der die Blumen kleidet, werde auch für dich sorgen."

Die junge Bäuerin aber stand in einiger Entfernung und sazte für sich selbst: „Hm! Hm! Was man nicht alles erleben muß. Da ist das elende Bettelmädchen gar noch ein hochadeliches Fräulein geworden. Je nun, wer hätte das gedacht? Jezt darf unser eines freilich nicht mehr neben sie hinstehen. Aber man weiß doch noch, wer sie ist, und daß sie gestern Abends mit ihrem Bündelein unter dem Arm dort die Steige hinauf ging, das Land auf und ab zu betteln."

Der Graf vernahm zwar die lästernde Rede des Weibes nicht, er hatte aber schon an dem Anblike ihrer höhnischen, verzerrten Mienen genug. „Das ist ja ein ganz abscheuliches Geschöpf!" sagte er, und ging in dem Garten ein Paar Male nachdenkend auf und ab.

„Hört, guter alter Vater, sagte jezt der Graf, indem er auf einmal bei dem alten Bauern stehen blieb, ich habe euch einen Vorschlag zu machen. Das kleine Gütchen zu Eichburg, das Mariens Vater baute, habe ich hier seiner Tochter geschenkt. Allein Marie wird sobald noch keine eigene Wirthschaft anfangen. Wie wäre es, wenn Ihr dahin ziehen würdet? Es wird Euch gewiß gefallen, und ich weiß es schon zum voraus, daß Marie kein Pachtgeld von Euch verlangen wird. Dort könnet Ihr nach Herzenslust den Kräutern und Blumen

abwarten, und werdet noch obendrein in der artigen Wohnung Ruhe und Frieden für Eure alten Tage finden."

Die Gemahlin des Grafen, Gräfin Amalie und Marie, redeten alle den alten Leuten zu, es so zu machen. Es wäre aber nicht so viel Zuredens nöthig gewesen; sie waren über den Antrag so froh, als hätte man ihnen die Erlösung aus der Hölle angekündiget.

Jezt kam der junge Bauer vom Felde heim, denn er war sehr neugierig, was in aller Welt doch die Kutsche mit den vier prächtigen Schimmeln auf seinem Hofe wolle. Als er vernahm, was man vorhabe, bedachte er sich nicht lange, einzuwilligen, so hart es ihm auch fiel, seine alten Eltern fortziehen zu lassen. Es war bisher sein größtes Leiden, daß sie von ihrer eigenen Schwiegertochter so geplagt wurden, und es gewährte ihm einen großen Trost, daß es ihnen nun besser gehen werde.

Die junge Bäuerin aber schob so zu sagen mit beiden Händen, die alten Schwiegereltern recht gewiß aus dem Hause zu bringen. Sie wollte recht höflich thun und sagte — da sie den Herrn Grafen von Marie eben Exzellenz nennen gehört — mit einer tiefen Verbeugung: „Das ist ja eine schreklich große Gnade von dem Herrn Exzellenz da; es wäre eine Grobheit, wenn man sie nicht annehmen thäte! das thäte ihn gewiß ganz grausam verdrießen, und seine Frau Exzellenzin da könnte gar denken, die Leute sind ja gröber als die eichenen Klöze. Nein, das ist einmal ein unerhörtes Glük!

„Nun, das freut mich, sagte der junge Bauer, daß du das einsiehest. Ich sagte immer: Wohlthätigkeit gegen ehrliebende und tudendhafte Arme bringt Glük und Segen in das Haus! Du wolltest es aber nicht glauben. Jezt behalte ich doch auch einmal Recht."

Die junge Bäuerin ward vor Zorn so roth, wie ein gesottener Krebs. Indeß getraute sie sich doch nicht, ihren Zorn vor der gnädigen Herrschaft in Worte ausbrechen zu lassen. Sie warf aber dem jungen Manne ei-

nen Blik zu, als wenn sie ihn damit hätte durchstechen wollen.

Der Graf versprach, daß er die alten Leute, sobald die nöthigen Anstalten gemacht sein würden, werde abholen lassen — und somit stieg er mit seiner Reisegesellschaft wieder in den Wagen und fuhr weiter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Was sich auf dem Tannenhofe noch weiter begab.

Der edle Graf hielt sein Wort genau; noch in dem Herbste kam eine Kutsche von Eichburg auf dem Tannenhofe an, die guten alten Leute abzuholen. Der Sohn weinte heiße Thränen, seine guten Eltern zu verlieren; die Schwiegertochter aber, die jeden Tag und jede Stunde gezählt hatte, bis sie abreisen würden, empfand die größte Freude, ihrer endlich einmal los zu werden. Die Freude wurde ihr aber sehr verbittert. Denn der Kutscher überreichte ihr eine Signatur, in der geschrieben stand, daß sie alles dasjenige, was den Schwiegereltern zu ihrem Lebensunterhalte ausgedungen sei, die Naturalien nach laufenden Preisen zu Geld angeschlagen, in guten und gangbaren Münzsorten jedes Quartal bei Vermeidung eines Executionsboten an das nächste fürstliche Rentamt zu bezahlen habe. Hierüber ward sie schreklich böse und fluchte und tobte. „Da kommen wir ja von dem Regen in die Traufe, sagte sie; wenn sie da geblieben wären, hätten sie uns nicht halb so viel gekostet.“ Der Sohn war aber sehr erfreut, daß er auf diese Art gegen den Willen seines Weibes seinen alten Eltern noch Gutes thun könne; nur durfte er seine Freude sich nicht merken lassen.

Die guten Eltern sezten sich am folgenden Morgen in die Kutsche, und fuhren von den lauten Segenswünschen ihres Sohnes und den heimlichen Verwünschungen ihrer Schwiegertochter begleitet ab. Dem bösen Weibe

ging es aber noch so, wie sie es an ihren Schwiegereltern verdient hatte, und wie es dem Geize und der Unmenschlichkeit allemal geht. Sie hatte ihr Geld bei einem Kaufmanne angelegt, der eine neue Fabrik errichtete und für das Hundert zehen Gulden Zins zu geben versprach. Die Zinse wurden jährlich zum Kapitale geschlagen und trugen wieder Zinse, die abermals verzinst wurden. Die Bäuerin wähnte sich sehr glüklich, und kannte kein grösseres Vergnügen in der Welt, als ihrem Manne vorzurechnen, wie viel all das Geld in zehn, und wie viel es in zwanzig Jahren ausmachen werde. Allein sie wurde bald sehr unsanft aus ihren goldenen Träumen aufgeschrekt. Das Unternehmen des Kaufmanns mißlang, und es wurde die Gant gegen ihn erklärt. Das war ein Donnerschlag für die Bäuerin. Sie hatte von dem Augenblike an, da sie das hörte, keine ruhige Stunde mehr. Sie war bei Tage fast immer auf der Straße, bald zum Advokaten und bald zum Gericht; und zu Nacht konnte sie vor lauter Sinnen, Ueberlegen und hin und her denken kein Auge mehr schließen. Endlich erhielt sie anstatt ihrer zehen tausend Gulden noch einige hundert. Nun wollte sie gar verzweifeln; das Leben war ihr verhaßt und sie wünschte sich den Tod. Wirklich entkräftete sie der beständige nagende Kummer so sehr, daß sie in ein sehr hartnäkiges Fieber verfiel. Ihr Mann wollte ihr den Arzt aus dem nächsten Städtchen holen, allein sie gab es nicht zu. „Er konnte dem alten Jakob nicht helfen, sagte sie, so wird er mir wohl auch nicht helfen können. Der Scharfrichter von Buchdorf versteht es viel besser.“ Das redete aber nur der Geiz aus ihr. Denn sie glaubte bei dem Scharfrichter etwa ein Paar Gulden weniger bezahlen zu dürfen. Der Bauer widersezte sich dießmal in allem Ernste und brachte den Doktor; allein die Bäuerin warf voll Zorns sogleich das erste Arzneiglas uneröffnet zum Fenster hinaus, und ließ den Scharfrichter heimlich rufen. Seine berühmten Tropfen stillten ihr auch wirklich das Fieber; zogen ihr aber, da ihnen Gift beigemischt war, anstatt des Fiebers die Auszehrung zu.

Der Herr Pfarrer von Erlenbrunn besuchte sie in ihrer Krankheit, und redete ihr auf das liebreichste zu, sich zu bessern, ihren Sinn zu ändern, und ihr Herz von den irdischen Dingen ab und zu Gott hinzu wenden. Allein darüber ward sie sehr aufgebracht. Sie schaute den wohlmeinenden Pfarrer mit weit aufgesperrten Augen an und sagte: „Ich weiß gar nicht, was der Herr Pfarrer mit seiner Bußpredigt will. Mit dem Kaufmanne, der uns um das Geld betrog, da dürfte er so sprechen; ja da ließ ichs gelten. Aber ich, meinte ich, wäre gut genug, so wie ich bin. Ich habe, so lange ich ausgehen konnte, den sonntäglichen Gottesdienst nie versäumt und auch daheim meine täglichen Gebete nie unterlassen; ich habe in meinem Leben nichts gethan, als gearbeitet und gespart und mich als ein treffliches Muster von der löblichsten aller Tugenden, der Häuslichkeit, betragen; kein Mensch in der Welt kann mir etwas Schlechtes nachsagen, und kein Armer, der vor meine Thüre kam, kann behaupten, daß ich ihn leer gehen ließ. Nun möchte ich doch wissen, wie man anders sein kann? Ich hätte gemeint, der Herr Pfarrer hielte mich für eine der frömmsten und tugendhaftesten Personen in der ganzen Pfarrei.“

Der würdige Pfarrer sah sich genöthiget, nachdrüklicher mit ihr zu sprechen, um sie zur Besserung zu bewegen. Er zeigte ihr ausführlich und handgreiflich, daß sie noch das Geld über alles liebe, und daß dieser Geiz, den sie irrig mit der allerdings sehr löblichen Tugend der Sparsamkeit verwechsle, eine wahre Abgötterei sei; daß der rohe Zorn, von dem sie sich beherrschen lasse, unter die abscheulichsten Laster gehöre, Sanftmuth und Geduld aber, diese liebenswürdigen und unumgänglich nöthigen Tugenden, ihr gänzlich fehlten, daß sie aus Geiz und Zorn ihrem Manne unzählige traurige Stunden gemacht, die arme Waise Marie grausam verstoßen, und sogar ihre alten Schwiegereltern, die sie doch wie ihre eigenen Eltern hätte ehren und lieben sollen, aus dem Hause vertrieben habe; daß sie bei ihrem großen Vermögen mit dem Stükchen Brod oder der Hand voll

Mehl, die sie hie und da einem Armen, oft nur um seiner los zu werden, aus dem Fenster reichte, die wichtige Pflicht der Wohlthätigkeit keineswegs erfüllt habe; daß sie im Gegentheile diese fromme Pflicht verachtet und sogar den würdigsten und bemitleidenswerthesten Hausarmen niemals mit einem Mezen Getreide aus der Noth geholfen, wiewohl sie deren tausende auf dem Kornboden liegen hatte; daß ihre Gaben, wenn für Abgebrannte oder andere Verunglükte gesammelt wurde, immer die kleinsten und unbedeutendsten gewesen; daß sie durch ihren sündhaften Wucher sich um ihr großes Vermögen, mit dem sie so viel Gutes hätte stiften können, gebracht, und sich selbst das Leben abgekürzt habe; daß ihr gerade die Hauptsache des Christenthums, die Liebe gegen Gott und die Menschen fehle; daß ihr Kirchengehen, so heilig die Pflicht auch sei, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, für sie nicht verdienstlich sein könne, da sie dadurch nicht besser geworden, und daß ihr Gebet, da es aus einem liebeleeren Herzen komme, unmöglich das rechte Gebet sein könne — —"

Allein sie ließ den eifrigen Pfarrer nicht mehr ausreden; sie fing an zu heulen und zu schreien. „Ich bin doch die unglüklichste Person auf Erden, sagte sie; mich mag doch auf der ganzen Welt kein Mensch leiden; aber von meinem eigenen Seelsorger hätte ich es doch nicht geglaubt, daß er auch so feindselig gegen mich sein könnte. Ich habe ihm doch nichts zu Leid gethan, daß er mir so abgenekgt ist, und mich für so schlecht hält."

Der gute Pfarrer nahm betrübt Hut und Stok und ging. „Ach, sagte er, wie hart ist es doch, daß ein Mensch, dessen Herz am Irdischen hängt, Sinn und Gefühl für das Himmlische erlange. Wie fern ist er vom Reiche Gottes — von der wahren Frömmigkeit und der ächten Tugend. Mit einigen auswendig daher gesprochenen Worten glaubt er sich mit Gott abzufinden, und mit einigen hingeworfenen Brosamen seines Ueberflusses sich aller Pflichten gegen seine Mitmenschen zu entledigen. Indeß bleibt sein Herz ungebessert; ja er hält

er seiner Verblendung wohl gar seine Laster noch für Tugenden!

„Ach, sagte er, indem er eben an dem Garten vorbei ging und einen Blik hinein warf, wie sehr betrügen sich diejenigen, die da meinen, um glüklich zu sein, brauche man nichts, als recht viel Geld. Diese reiche Bäuerin hatte bei all' ihrem Geld und Gut in ihrem Leben keine so frohe Stunde, als die arme Marie hier unter den Blumen dieses Gärtchens ihrer tausende hatte."

Die Bäuerin mußte indeß noch sehr vieles leiden. Sie hustete ganze Nächte hindurch, getraute sich aus Geiz kaum einen Tropfen Wein oder einen Löffel voll Fleischbrühe zu kosten, und hatte bei allen ihren Leiden keinen wahren Trost, keine Kraft zur Geduld und zur Ergebung in den göttlichen Willen. Der Herr Pfarrer gab sich noch alle erdenkliche Mühe, sie auf bessere Wege zu bringen. Sie wurde in ihren lezten Lebenstagen auch etwas milder, und zeigte Reue; allein er zweifelte dennoch, nicht ohne Grund, ob sie sich wahrhaft gebessert habe. Endlich starb sie in ihren schönsten Lebensjahren, als ein trauriges Opfer ihres Geizes, und als ein augenscheinliches Beispiel, daß die zeitlichen Güter den Menschen nicht glüklich, wohl aber recht unglüklich machen können.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Noch eine sehr traurige Begebenheit.

Die gräfliche Familie hatte Marien mit in die Residenzstadt genommen. Eines Morgens kam ein alter Geistlicher mit eisgrauen Haaren in den gräflichen Hof, ließ sich zu Marien führen, und sagte ihr, daß er einen Auftrag an sie habe. Eine sehr kranke Person, die ihrem Tod nahe sei, wünsche vor ihrem Hinscheiden sie noch zu sprechen, indem sie sonst nicht ruhig sterben könne; wer sie eigentlich sei, wolle sie Marie selbst entdeken. Marie war über diesen Antrag sehr befremdet; sie fragte die Frau Gräfin um Rath, was sie thun solle? Die

Gräfin kannte den Geistlichen als einen sehr frommen und verständigen Mann, und hieß sie gehen. Auf Verlangen des Geistlichen ging der alte Anton mit.

Marie mußte sehr weit gehen, bis in den abgelegensten Theil der Vorstadt. Endlich kam sie an ein Haus in einer engen Seitengasse, das ein sehr düsteres Aussehen hatte. Hier mußte sie fünf Stiegen steigen, von denen die zwei lezten so dunkel, schmal und baufällig waren, daß es Marien ganz bange wurde. Nun blieb der Geistliche bei einer alten Thüre, die blos aus rohen Brettern zusammen genagelt war, stehen und sagte: „Hier! — doch warten Sie noch ein wenig, Sie werden das da sehr nothwendig haben.“ Er tröpfelte ihr etwas Melissengeist auf ihr Taschentuch und öffnete dann die Thüre.

Marie trat in ein Dachstübchen, das nicht armseliger hätte sein können. Das trübe kleine Fenster war häufig mit Papier verpappt; eine elende Bettstatt, ein noch elenderes Bett, wenn es je ein Bett zu nennen war, und ein zerbrochener Stuhl darneben, auf dem ein steinerner Wasserkrug ohne Dekel und Handhebe stand, machten die ganze Einrichtung aus. Aber die Kranke in dem Bette war erst recht ein Gegenstand des Entsezens. Marie glaubte ein Todtengerippe zu sehen, das sich bewegte, mit einer gräßlichen, röchelnden Stimme zu reden anfing, und ihr die dürre Hand entgegen strekte. Marie zitterte an allen Gliedern. Mit Mühe verstand sie endlich aus den hohlen, mit vieler Anstrengung hervorgebrachten Worten so viel, diese entsezliche Gestalt sei -- Jettchen; Jettchen, die damals, als sie noch im Schlosse zu Eichburg war, schöner blühte, als eine Rose.

Die Unglükliche hatte von dem Geistlichen vernommen, Marie sei mit der Herrschaft wirklich in der Stadt, und hatte sie rufen lassen, um sie wegen der Geschichte mit dem Ringe um Verzeihung zu bitten. Ihren Namen wollte sie vorher nicht nennen lassen, weil sie fürchtete, Marie möchte sonst aus Haß gegen sie nicht kommen.

Die gutherzige Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und erschöpfte sich in Versicherungen, daß alles, alles längst verziehen sei, und daß sie nichts fühle, als das innigste, schmerzlichste Mitleid. Marie wollte die Unglükliche, zum Zeichen, daß sie ihr ganz verziehen habe, umarmen und küssen. Allein der Geistliche schrie laut auf: „Zurük!" und strekte den Arm aus, Marien abzuhalten. „Um Gottes willen, sagte er, was wollen Sie machen! Das Gift dieser Krankheit ist anstekend." „Was ist es denn für eine Krankheit?" — sagte die unschuldige Marie erschroken. Der Geistliche blikte zur Erde und schwieg; allein die Kranke forderte ihn auf, kein Geheimniß daraus zu machen, wie sie so unglüklich geworden, indem ihr Unglük andern zur Warnung dienen könne.

Der Geistliche sprach hierauf, Marien wehmüthig anblikend: „Ach, mein liebes Kind, diese Krankheit ist die Folge schändlicher Ausschweifungen. So fürchterlich kann die Unzucht die schönste Gestalt verwüsten; dieser schrekliche Tod ist die Folge eines unzüchtigen Lebens. Sie sind noch jung, meine Tochter! Viele werden Ihnen sagen, daß Sie schön seien. Sie werden oft sehr leichtfertig reden, und über das Laster scherzen und es entschuldigen hören; Sie werden der bösen Beispiele nicht wenige sehen. Die Verführung wird, gleich einer giftigen Schlange, auch Ihnen nachstellen! — Denken Sie daher Ihr Lebenlang an dieses Beispiel hier. Sie sehen da, wie elend die Sünde mache. Das Andenken dieses Schrekenanbliks kann Sie bewahren. O könnte ich nur alle Töchter dieser Stadt, die in Ihrem Alter sind, hieher führen — sie zu warnen. Könnte ich besonders jenen Bösewichtern, die unter dem Scheine der Freundschaft, der Liebe, des Wohlwollens, der Freude, dieses einst auch unschuldige Mädchen verführten, und es so gräßlich hinrichteten, diese entsezliche Gestalt zeigen! Es giebt Leute, die uns Geistlichen unweise nennen, und uns vorwerfen, wir predigen Freudenhaß; allein ein solche Freude, die ein solches Ende nimmt, kann ich nun einmal nicht liebenswürdig finden, und

wehe dem, der, unschuldige Geschöpfe zu betrügen, solchen nichtswürdigen Vergnügungen eine Lobrede hält."

Jettchen hatte schon früher, da sie mit der Herrschaft in der Residenzstadt war, sich heimlich in verbotene Bekanntschaften mit schlechten Menschen eingelassen. Als sie aus Eichburg verwiesen wurde, ging sie wieder dahin, ward ganz verführet, lebte eine Zeitlang in lauter Lustbarkeiten, erschien in prächtigen Kleidern, die sie auf eine unerlaubte Art erwarb, und zog sich diese Krankheit zu. Ihre Kleider, die ihr ganzes Vermögen ausmachten, hatte sie während ihrer Krankheit für den zehnten Theil des Geldes, das sie dafür ausgelegt, wieder verkauft, und mußte nun, von allen ihren ehemaligen Freunden verlassen, im tiefsten Elende schmachten. Alles dieses bekannte sie unter heißen Thränen selbst.

„Ach, sagte sie, ich bin eine große Sünderin; ich habe mein Schiksal verdient. Daß ich nicht mehr an Gott denken, nichts Gutes mehr hören, die Stimme meines Gewissens nicht mehr achten mochte; daß ich nichts mehr als Puz, Schmeichelei und Vergnügungen liebte, war der Anfang alles meines Elendes, und hat mich am Ende so weit gebracht." — „O, rief sie laut weinend und mit hohler, heißerer Stimme, wenn nur in der andern Welt nicht noch ein größerer Jammer auf mich wartet! Doch da Sie, edle Marie, die ich so sehr, so entsezlich beleidigte, mir verziehen haben, so hoffe ich, Gott werde mir auch verzeihen!"

Marie ging sehr bestürzt nach Hause; sie konnte vor Entsezen, Ekel und Mitleiden nicht zu Mittag essen. Immer schwebte ihr die gräßliche Gestalt vor Augen, immer klang die widerliche Stimme in ihren Ohren. Sie mußte nur immer bei sich selbst sagen: „Diese entsezliche Gestalt — war einst Jettchen, das schöne Jettchen!" und sie wiederholte diese Worte den Tag über fast beständig. Dabei dachte sie an ihr blühendes Apfelbäumchen, das einst der Reifen verwüstet hatte. Alles, was ihr Vater ihr damals und noch auf seinem — freilich viel tröstlicherem! — Sterbebette gesagt hatte, kam ihr wieder zu Sinne, und sie gelobte es Gott in ihrem Her-

zen aufs neue heilig an, immer rein und untadelhaft zu leben.

Sie bat indeß die Frau Gräfin für Jettchen. Diese schikte ihr einen Arzt, Speisen, Leinwand und was sie sonst nöthig hatte. Allein nachdem Jettchen noch die schreklichsten Schmerzen geduldet, und wegen ihres gräßlichen Anbliks und des Verwesungsgeruches bei noch lebendigem Leibe fast kein Mensch mehr sich ihrem Bette nähern konnte, starb sie im drei und zwanzigsten Jahre ihres Alters!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Noch eine freudige Begebenheit.

Im nächsten Frühlinge, da bereits alles grünte und blühte, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und Tochter nach Eichburg, auch Marie mußte mitreisen, und nahm in dem Wagen ihren gewöhnlichen Plaz neben Amalie ein. Als die Reisegesellschaft Abends Eichburg näher kam, und Marie nun im Glanze der untergehenden Sonne den Kirchthurm, das gräfliche Schloß und ihr väterliches Haus von ferne erblikte, ward sie sehr gerührt, und konnte die Thränen nicht zurük halten. „Ach, sagte sie, damals, als ich Eichburg verließ, hätte ich wohl nicht gedacht, daß ich so wieder zurük kommen würde! Wie wunderbar weiß Gott doch alle Dinge zu lenken, und wie gütig ist Er!"

Als der gräfliche Wagen vor dem Schloßthore ankam, standen die Beamten und alle die übrigen Diener des Grafen bereit, die Herrschaft zu bewillkommen. Auch Marie ward sehr freundlich begrüßt, und alle bezeugten ihre Freude, sie wieder zu sehen, und wünschten ihr Glük, daß ihre Unschuld an den Tag gekommen. Der alte Amtmann aber nahm sie mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit bei der Hand, bat sie vor allen Anwesenden um Verzeihung, bezeugte dem Grafen und der Frau Gräfin für die edelmüthige Vergütung des zugefügten Unrechts seinen Dank, und versicherte, auch er, auf den

die größte Schuld falle, werde sich bestreben, diese Schuld nach Kräften abzutragen.

Marie stand am andern Tage sehr früh auf. Die Freude und der herrliche Maimorgen, der ihr hier auf dem Lande wieder so recht in das Fenster schien, hatten sie so frühe gewekt. Sie eilte, ihre väterliche Wohnung und ihren Garten zu besuchen. Unterwegs begegneten ihr lauter freundliche Gesichter; manche jungen Leute, denen sie als Kinder Blumen geschenkt hatte, waren so herangewachsen; daß Marie sich darüber wundern mußte. An der Gartenthüre kamen ihr der Bauer und die Bäuerin entgegen, grüßten sie liebreich und erzählten ihr, wie zufrieden und vergnügt sie hier lebten.

„Einst, sprach der Bauer mit Freudenthränen in den Augen, da Sie ohne Herberge waren, nahmen wir Sie unter unser Dach auf; und jezt, da wir gleichsam aus unsrer Wohnung vertrieben wurden, geben Sie uns für unsere alten Tage diesen freundlichen Aufenthalt.“

„Ja, ja! sagte die Bäuerin, es ist doch immer gut, freundlich und dienstfertig gegen andere zu sein; man weiß nicht, wie sie uns wieder dienen können.“ „Nun, nun, sprach der Bauer, daran dachten wir damals nicht, und thaten es auch nicht deßwegen. Indeß bleibt es immer ein wahres Wort: Seid barmherzig und ihr werdet Barmherzigkeit erlangen.“

Marie ging in das Haus; die Wohnstube, die Stelle, wo ehemals ihr Vater saß, wekte wehmüthige Erinnerungen in ihr. Sie ging in dem Garten umher. Jeden Baum, den ihr Vater gepflanzt hatte, begrüßte sie, wie einen alten Bekannten; besonders aber verweilte sie bei dem Apfelbäumchen, das eben jezt in der schönsten Blüthe stand. „Ach, sagte sie, wie kurz ist das Dasein des Menschen hier auf Erden! Er geht fort, und Bäume und Sträuche überleben ihn!“

Sie sezte sich in die Laube, in der sie mit ihrem Vater so manche selige Stunde zugebracht hatte. Es war ihr, indem sie in dem Garten umher blikte, den er im Schweiße seines Angesichts gebaut hatte — als sähe sie ihn noch stehen und gehen. Sie weihte seinem

Andenken eine fromme Thräne; sie konnte aber mit Ruhe, mit getröstetem Herzen daran denken, daß er sich in schöneren Gegenden befinde, und dort einärndte, was er hier aussäete.

Marie kam jeden Frühling auf einige Wochen nach Eichburg, und lebte hier an der Seite Amaliens, von jedermann geehrt und geliebt, immer sehr frohe Tage. Eines Morgens saß sie mit Amalie an dem Arbeitstischchen, und beide waren sehr beschäftigt, ein Kleid fertig zu machen. Da trat ganz unvermuthet der Herr Amtmann — und zwar, wiewohl es Werktag war, im scharlachrothen Festkleide und mit frisch gepuderter Perüke — sehr feierlich in das Zimmer. Amalie und Marie schauten einander verwundert an, was dieß zu bedeuten habe. Der Amtmann bezeugte erst Amalien seinen Respect, und sagte dann, daß er Jungfer Marien einen Antrag von großer Wichtigkeit zu machen habe.

Sein Sohn Friedrich, fing er nun zu Marien gewendet an, der ihm durch die Gnade Seiner Erzellenz, des Herrn Grafen, in dem Amte adjungirt und sein bestimmter Nachfolger sei, habe ihm gestern eröffnet, daß er, wegen ihres edlen Herzens und ihrer vortrefflichen Eigenschaften eine Neigung zu Jungfer Marien habe, und sich glüklich schäzen würde, sie zu ehelichen. Als ein guter Sohn habe er ihr von seiner Neigung und Absicht nichts sagen wollen, bis er sich zuvor der väterlichen Einwilligung, um die er hiemit bitte, versichert habe. Diese Einwilligung habe ihm der Vater sogleich mit Freuden und von ganzem Herzen gegeben, und es übernommen, als Vater den Brautwerber für den geliebten Sohn zu machen, und um Mariens Hand zu bitten. Diese ihr angetragene Verbindung, fügte er noch mit einer Thräne im Auge bei, wäre ihm, dem Vater, um so angenehmer, da er das Unrecht, daß er einst Marien zufügte, und das ihm schon manche schwere Stunde gemacht habe, auf diese Art einigermaßen wieder gut machen könne. Er hoffe, Jungfer Marie werde keine Abneigung gegen seinen Sohn hegen, am allerwenigsten aber das Unrecht, das ihr der Vater, lediglich aus Irrthum und vielleicht

zu großem Eifer für Handhabung der heiligen Gerechtigkeit, zufügte, einen Grund sein lassen, den gemachten Antrag abzuweisen.“ Er schwieg — und wartete auf Mariens Antwort.

Marie war über den Antrag sehr betroffen. Sie wußte nicht sogleich, was sie sagen sollte, und wurde ein über das andere Mal glühend roth. Der Sohn des Amtmanns war ein sehr vortrefflicher junger Mann; er hatte seine Studien mit ganz ungemeinem Beifalle vollendet, und sowohl auf der Universität, als während er bei der fürstlichen Regierung sich in Geschäften übte, ganz ausnehmende Kenntnisse erworben; seine Sitten waren durchaus untadelich; er hatte das edelste Herz, ein sehr feines, liebenswürdiges Betragen, und überdieß noch eine sehr schöne Gestalt. Er hatte Marie, seit sie wieder nach Eichburg gekommen war, in dem gräflichen Schloßgarten, in den sie mit der Herrschaft gewöhnlich nach Tische herabkam, einige Male gesprochen, und ihr eine ganz vorzügliche Hochachtung und Aufmerksamkeit bewiesen. Marie ahnte auch wohl, daß er eine Neigung zu ihr habe; es war ihr auch der Gedanke zu Sinn gekommen, daß sie mit ihm sehr glüklich sein würde. Allein sie gab diesem Gedanken kein Gehör; sie war so bescheiden, und glaubte, ihre Wünsche nicht so hoch erheben zu dürfen. Sie war deßhalb sehr auf der Hut, in ihrem Herzen eine Neigung aufkeimen zu lassen, die zu nichts diente, als sie unruhig zu machen; und sie vermied es von dieser Zeit an sehr sorgfältig, mit Friedrich in dem herrschaftlichen Garten zusammen zu treffen. Obgleich nun der Antrag, der ihr jezt gemacht wurde, ihren geheimsten Wünschen gemäß war, so konnte sie doch unmöglich sich sogleich erklären. Sie stammelte mit jungfräulicher Sittsamkeit und mit errötheten Wangen, daß sie durch den ehrenvollen Antrag überrascht sei — daß sie um Bedenkzeit bitte — daß sie mit dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin, die bisher Vater- und Mutterstelle an ihr vertreten, zuvor noch sprechen müsse.

Dieses war dem klugen Amtmann schon genug; er entfernte sich sehr vergnügt. Er zweifelte gar nicht, daß diese Verbindung dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin

sehr angenehm sein würde. Er ging sogleich zu ihnen; sie hatten beide eine hohe Freude.

Der Graf sagte: „Sie bringen uns in der That eine sehr erfreuliche Nachricht, mein lieber Herr Amtmann! Meine Gemahlin und ich haben schon oft unter vier Augen davon gesprochen, daß der treffliche Friedrich und die liebenswürdige Marie sich sehr wohl für einander schiken würden. Allein wir hüteten uns sehr, etwas davon merken zu lassen. Wir fürchteten, man möchte unseren Wunsch — für so etwas von einem Befehl ansehen; und in Heirathssachen ist uns alles, was auch nur von ferne einem Zwange ähnlich ist, in der Seele verhaßt. — Jezt ist es uns aber um so angenehmer, daß unsere Wünsche ohne unser Zuthun erfüllt werden.“

Die Frau Gräfin sprach: „Ich wünsche ihnen von Herzen Glük, Herr Amtmann! Sie erhalten in Marien die beste Schwiegertochter, und ihr Sohn die beste Ehegattin. Marie ist in der Schule früher Leiden gebildet, und das ist die allerbeste Schule. Alle Eken, die sich wohl auch in der Gemüthsart sehr trefflicher Menschen finden, werden am besten durch Leiden abgeschliffen. Marie ist von Herzen demüthig. Sie ward durch Schmeichelei nicht verwöhnt; sie ist die bescheidenste und anspruchloseste Seele, die ich kenne; sanft, wohlwollend, und — was die Wurzel alles Guten ist — von ganzem Herzen fromm. Auch ward sie von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, und da sie alle häuslichen Arbeiten selbst verrichtete, so versteht sie es sehr gut, einem Hauswesen vorzustehen. Das, was man feine Sitten und gute Lebensart nennt, hat sie sich in der Hauptstadt, ohne Nachtheil ihrer Tugend, in kurzer Zeit zu eigen gemacht. Unschuld und Schönheit sind in ihr sehr lieblich vereinigt. Sie ist in jeder Hinsicht das Muster eines vollkommenen Frauenzimmers. Ihr Sohn wird mit Marien sehr glüklich sein!“

Die Frau Gräfin fing nun, da sie Mariens Einwilligung als gewiß annahm, sogleich an, sehr angelegentlich von den Anstalten zur Hochzeit zu sprechen. „Ich werde alles dazu beitragen, sagte sie, die Hochzeit recht feierlich zu machen. Die Mahlzeit werde ich im Schlosse

geben, und auch auf die Ausfertigung und den Brautpuz Bedacht nehmen. Siehe, siehe, sezte sie lächelnd bei, jezt kann Marie doch noch den Ring als Brautring tragen. Wer hätte das gedacht!" Auch wurde noch verabredet, mie Erlaubniß des Pfarrers von Eichburg, den Pfarrer von Erlenbrunn einzuladen, damit er Mariens eheliche Verbindung einsegne. „Dieß wird der Braut eine ganz unerwartete Freude machen, sagte die Frau Gräfin, und auch der edle Pfarrer, der an ihrem Unglüke so vielen Antheil nahm, wird sich freuen, nun ein Zeuge ihres Glükes zu sein."

Der Hochzeittag war einer der feierlichsten Tage, die man in Eichburg je erlebt hatte. Die ganze gräfliche Familie begab sich zur bestimmten Stunde in die Kirche, wo sich bereits aus der ganzen Grafschaft Eichburg eine unzählige Menge Menschen eingefunden hatte. Wer nicht mußte, war sicher nicht zu Hause geblieben; es war in den Augen der Leute etwas gar zu Außerordentliches, daß ein armes Mädchen, die ehemals in Ketten und Banden lag, zu solchen Ehren gekommen.

Amalie begleitete, jungfräulich bekränzt, ihre Freundin zur Kirche. Sie glaubte dadurch ihrem Range nichts zu vergeben, und von ihrem Ansehen nichts zu verlieren; in der That gewann sie vielmehr dadurch bei allem Volke an Liebenswürdigkeit, und jedermann schäzte sie wegen ihrer Leutseligkeit und Herablassung nur um so höher.

Marie stand in einem Kranze von weißen und rothen Rosen, und in einem veilchenblauen Kleide mit einem Angesichte, das lieblicher als alle Rosen blühte, und mit bescheiden niedergeschlagenen Augen, schön wie ein Engel, neben dem wohlgebildeten Bräutigam von hoher, edler Gestalt, am Altare. Aller Augen waren auf sie gerichtet.

Der alte Jäger Anton stand seitwärts am Altare, nicht weit von dem Brautpaare. Da er die so unbeschreiblich schön blühende Braut erblikte, fiel ihm Jettchens schrekliche Gestalt auf ihrem Sterbebette ein. „O Gott, sagte er, wenn nur alle, die hier zugegen sind,

Jettchen gesehen hätten, um sie mit Marie hier in Gedanken zu vergleichen; sie würden dann einsehen, wohin die verschiedenen Wege, auf denen diese zwei Mädchen wandelten, am Ende führen."

Der würdige Pfarrer von Erlenbrunn hielt vor der heiligen Handlung eine sehr schöne Anrede an das versammelte Volk. Er stellte die denkwürdige Geschichte der Braut und ihres verklärten Vaters zuerst kurz dar, und pries dann Gottes heilige Vorsehung, die uns Menschen auf Erden durch Leiden bildet, uns durch Leiden vor manchem Abwege bewahrt, uns in der Frömmigkeit, im Vertrauen, in der Demuth, in der Geduld übt, uns auf die Freude, die sie uns auf Erden zudachte, vorbereitet, und — was das vorzüglichste ist — uns durch Leiden für den Himmel erzieht, und uns ewiger Freuden fähig und werth macht. Er ermahnte die Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, ihnen Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten und Abscheu vor dem Bösen einzuflößen; indem eine gute Erziehung das beste Erbtheil sei, das sie ihnen hinterlassen können. Er redete der Jugend recht an das Herz, fromm zu leben, die Eltern zu ehren, die Unschuld als die schönste Tugendblüthe des jugendlichen Alters zu bewahren, und in allem Gottes Gebote heilig zu beobachten, indem sie gleichsam eine Hand am Scheidewege seie, die uns hindeute, wohin wir gehen müssen, um zu Glük und Heil zu gelangen.

Das Hochzeitmahl, das in dem großen Saale des gräflichen Schlosses gegeben wurde, war sehr prächtig. Anstatt des silbernen Auffsazes aber, der sonst die Mitte der Tafel einnahm, erblikte man zur allgemeinen Freude der Gäste — das Blumenkörbchen. Amalie hatte es heimlich mit den schönsten Blumen gefüllt, und es dahin stellen lassen.

„Das ist, sprach der Herr Pfarrer von Erlenbrunn, in der That ein sehr schöner, lieblicher Gedanke, die Brauttafel mit diesem Blumenkörbchen zu zieren. Ein solches Körbchen voll Blumen, das wirklich eine Tafel mehr ziert, als Gold und Silber, ist überhaupt schon ein sehr erfreulicher Anblik. Nicht nur können wir auf

Erden nicht leicht etwas Schöneres sehen; es muß auch ein frommes Gemüth mit frommer Rührung erfüllen, und es zum Himmel erheben. Es ist gleichsam vollgedrängt von Beweisen der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes; denn Gott ist es ja, der jeder Blume Gestalt, Farbe und Wohlgeruch gab, und sie schöner schmükte, als je der größte König in aller seiner Pracht gekleidet war."

„Allein dieses Blumenkörbchen steht als ein ganz besonderer Beweis der göttlichen Vorsehung hier auf der Tafel; denn Gott bediente sich ja desselben, die Schiksale der Braut wunderbar zu lenken, und uns allen das heutige Freudenfest zu bereiten. Er, dessen Freundlichkeit wir mit Recht im Purpur der Rose, dem Atlasglanze der Lilie, der ganz eigenen blauen Farbe des Veilchens bewundern — offenbart sich uns noch freundlicher und liebreicher in den Schiksalen unsers Lebens, indem er sich oft eines geringfügigen Dinges bedient, uns vor Leiden zu bewahren, uns aus Nöthen zu erretten, uns vom Bösen zurük zu schreken, uns einen mächtigen Antrieb zum Guten zu geben; indem Er oft den unbedeutendsten Vorfall den Anfang von einer ganzen Reihe wichtiger Begebenheit werden läßt; die verschiedensten scheinbaren Vorfälle zu einem Ziele lenkt, so daß jedes Menschenleben, wenn wir es — was wohl erst jenseits geschehen wird — mit einem Blike übersehen, als ein schön geordnetes Ganze, als ein Wunder seiner Allmacht, Weisheit und Güte erscheinen wird."

„Ich denke, die fromme Braut werde das Körbchen als ein Familienstük aufbewahren, und es nie anders, als mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott betrachten. Mögen noch viele frohe Familienfeste ihr Gelegenheit geben, es mit Blumen zu füllen; ja möge das Körbchen, mit Blumen gefüllt, heute über fünfzig Jahre zum zweiten Male ihre hochzeitliche Tafel zieren."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Jakobs Denkmal.

Das Denkmal des seligen Jakobs, das Amalie am Grabe des guten Mannes Marien versprochen hatte, war indeß auch fertig geworden. Es war sehr einfach, und sehr schön aus weißem Marmor gearbeitet, und mit einer goldenen Inschrift geziert. Die Inschrift enthielt, außer dem Namen, dem Stande und dem Alter des edlen Gärtners und Korbmachers, bloß die Worte Jesu, die allerdings verdienen, mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich gestorben wäre.“ Unter diesen Worten war das Blumenkörbchen, durch das Gott Marien am Grabe ihres Vaters aus ihrem großen Leiden errettet hatte, sehr kunstreich in erhabener Arbeit abgebildet. Amalie hatte das Körbchen, nachdem Marie es zuvor mit den schönsten Blumen füllte, abgezeichnet; und die sehr gelungene Zeichnung dem Künstler mitgetheilt. Unter dem Blumenkörbchen war noch der denkwürdige Ausspruch der heiligen Schrift zu lesen: „Alle Herrlichkeit des Menschen ist wie eine Blume des Grases, die bald abfällt; aber das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit.“ Oben auf dem Denkmale erhob sich ein ein einfaches, im Feuer vergoldetes Kreuz.

Der erfreute Pfarrer von Erlenbrunn ließ das schöne Denkmal auf das Grab sezen. Es nahm sich von dem dunkeln Schatten der Tannen gehoben, ungemein schön aus; und wenn erst der Rosenstok auf dem Grabe blühte, und dann einige grüne Zweige mit halb und ganz aufgeblühten Rosen, jedoch ohne die goldene Inschrift zu bedeken, sich über den blendend weißen Marmor herab beugten, so konnte man nichts Schöneres sehen. Das Denkmal war die schönste Zierde des ländlichen Kirchhofes, und die größte Denkwürdigkeit des Dorfes. So oft der gute Pfarrer fremde Gäste bekam, führte er sie allezeit

zu dem Grabmale. Wenn denn etwa einer oder der andere sagte, es sei ein artiger Gedanke, einem Manne, der Gärtner und Korbmacher zugleich war, ein Körbchen mit Blumen auf den Grabstein zu sezen, so sagte der Pfarrer: „O, es ist noch mehr, als bloß ein artiger Einfall. Das Blumenkörbchen hat noch eine schönere Bedeutung, und die Landleute nennen es mit Recht das Wahrzeichen einer sehr rührenden Geschichte. Denn der Boden hier, auf dem wir stehen, ward mit mancher heißen Thräne benezt.“ Er erzählte dann allemal den horchenden Fremden die Geschichte des Blumenkörbchens, und die meisten verließen die Grabstätte des frommen Mannes mit solchen Empfindungen und Entschlüssen, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als: „Die Leser und Leserinnen möchten dieses Büchlein mit ähnlichen Empfindungen und Vorsäzen aus der Hand legen.“

Genovefa.

Eine
der schönsten und rührendsten
Geschichten des Alterthums,
neu erzählt
für alle gute Menschen,
besonders für
Mütter und Kinder.

Vorrede.

Euch, ihr guten Mütter, die ihr Gefühl für alles Gute und Schöne, und also wohl auch für das Beste und Schönste auf Erden, unsre heilige Religion, habt, euch und euern lieben Kindern, in deren Herzen ihr dieses schöne Gefühl auch gerne weken und rein bewahren möchtet, ist dieses Büchlein vorzüglich gewidmet.

Es giebt wohl nichts Liebenswürdigeres — als eine Mutter, die ihre Kleinen um sich versammelt und sie voll mütterlicher Zärtlichkeit in dem Schönsten und Besten, was wir auf Erden haben, unterrichtet — als Kinder, die sich mit kindlicher Lernbegierde um die freundliche Mutter drängen, und auf jedes Wort ihrer Lippen horchen.

Euch, guten Mütter, dieses schöne Geschäft des Unterrichtes eurer Kinder zu erleichtern; eure Kinder einige Stunden so lehrreich als angenehm zu unterhalten — dazu möchte diese Geschichte gerne ein kleiner Beitrag sein. Deßhalb bemühte sich der Verfasser, so klar und einfach zu erzählen, daß ihn ein Kind verstehen könne — aber dennoch so zu schildern und darzustellen, daß auch eine gebildete Mutter, ja wohl auch ein gebildeter

Mann, das Buch nicht ganz ohne Rührung aus der Hand legen möge.

Fragt ihr mich, guten Mütter, ob sich alles genau so zugetragen habe, wie es in dem Büchlein erzählt ist, so antworte ich: die Hauptbegebenheiten haben wirklich die Wahrheit einer Geschichte; den kleinen Nebenumständen bemühte sich der Verfasser die Wahrheit eines Gemäldes zu geben.

Es ist da, wie zum Beispiel mit einem Gemälde der heiligen Familie. Wenn da das Angesicht der heiligen Jungfrau von Innigkeit, Demuth, Unschuld und Mutterzärtlichkeit wie verklärt ist; wenn der betagte Nährvater des Kindes so ein recht würdiges, frommes, redliches Aussehen hat; wenn sich in den Augen des holdseligen, rosenwangigen Kindes gleichsam der Himmel aufthut: so wißt ihr auf den ersten Blik, was das Gemälde vorstellen soll; und sagt es wohl laut: Ja, so müssen diese heiligen Personen ausgesehen haben. Und dieß ist die Hauptsache, die in der Wahrheit der Geschichte gegründet ist. Ob die Farben der Gewänder genau dieselben waren, das fällt euch nicht ein zu fragen, und das könnte auch Niemand beantworten. Man kann von dem Mahler nicht mehr fordern, als daß er die Farben so sanft und mild wähle, wie sie sich zu einem solchen lieblichen Gemälde schiken. Und so ist es mit den kleinen Nebenumständen jeder Erzählung. Sie sind zur lebendigen und rührenden Darstellung einer Geschichte dem Erzähler so nothwendig, als die Farben dem Mahler zum mahlen. Genug, wenn sie so gewählt sind, daß sie nichts Fremdes in die Geschichte hineintragen, sondern, wie Blumen aus

ihrem natürlichen Boden, aus der Geschichte hervorgehen. Möchte dem Verfasser sein Bemühen, so zu erzählen, gelungen sein!

Dieß, gute Mütter, ist alles, was ich euch zu sagen habe. Ihr dürfet die Geschichte euern Kindern bloß vorlesen, oder sie auch von einem eurer Kinder, das gut lies't, vorlesen lassen, so wird sich alles Uebrige aus der Geschichte von selbst ergeben.

* * *

Wenn — nicht ihr, guten Mütter! — sondern vielleicht hie und da Jemand die Frage aufwerfen sollte, warum überhaupt man diese Begebenheit der dunkeln Vorzeit wieder aus dem Staube hervorziehen möge; so sieht sich der Verfasser veranlaßt, diese Frage einen der größten Schriftsteller Deutschlands, der auch allgemein dafür anerkannt ist, beantworten zu lassen.

„Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird abläugnen mögen, (sagt dieser große, leider, zu frühe verblichene Gelehrte in der Vorrede zu seinen vortrefflichen, im Geiste ihrer Zeit, ohne Zusaz von der Weisheit des Tages, erzählten Legenden) daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden sind. — In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Schönheit und Würde auf, daß ihnen eben deßwegen fremder Schmuk entbehrlich ist.“ —

„In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem eigenen menschlichen Kreise sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in sich selbst, Glaube, Liebe, Geduld.“ —

„Muß man diese Gestalten im Dunkeln lassen? Darf man verblichene Tugenden und Grundsäze nicht vorführen, bloß weil sie nicht die Vulgivagen (die Alltagsvorstellungen des großen Haufens) unsrer Zeit sind? Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entschieden und zu ihrem eigenen Nachtheile fehlet.“

„Natürlich müssen diese Gestalten erscheinen, wie sie unser Geist und unser Herz zu sehen begehret. Gespottet hat man über sie genug, und zwar öfters mit schalem Spott, mit sehr unwissender Verläumdung; darf man sie nicht auch einmal nüzlich gebrauchen? Der Spott, zu dem (freilich) manche aus ihnen Gelegenheit gaben, ist erschöpft; das Feld des Nuzbaren in ihnen steht noch unberührt da.“ — —

Doch, genug. Ich hoffe, der Freund der Religion — sei es, daß er diese Blätter auch mit einer Art von Befremdung in die Hand nehme! — werde sich am Ende wieder mit der Wahl des Verfassers aussöhnen, und der Heldin der Geschichte, oder vielmehr der Religion huldigen, die in dem Leben einer heiligen Frau sich lebendig darstellt.

Auf Schriftstellerruhm macht übrigens der Verfasser keinen Anspruch. Eine einzige Thräne der frommen Rührung, der Beruhigung in ähnlichen Leiden, des frohen Vertrauens auf Gott wird ihm der schönste Lohn sein, den er sich nur immer wünschen kann.

Erstes Kapitel.

Genovefa wird Graf Siegfrieds Gemahlin.

Vor mehreren Jahrhunderten, bald nachdem die Morgenröthe des Evangeliums die Finsternisse des Heidenthums in Deutschland zerstreut, und die rauhen Sitten unsrer tapfern Voreltern schon sehr gemildert hatten; nachdem selbst der rauhe, harte Boden unter der fleißigen Hand der ersten Bekenner des Christenthums eine freundschaftlichere Gestalt gewonnen, und die unermeßlichen Waldungen bereits in vielen Gegenden den reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum gemacht hatten, lebte in den Niederlanden ein sehr edler Herzog, der Herzog von Brabant. Wegen seines kühnen Muthes und seiner hohen Tapferkeit in den Schlachten ward er allgemein bewundert; wegen seiner aufrichtigen Gottesfurcht, seiner thätigen Liebe zu den Menschen, seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edlen Gesinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Sie hatten nur eine einzige Tochter, die sie unaussprechlich liebten, und vortrefflich erzogen — Namens Genovefa.

Schon als Kind zeigte Genovefa einen sehr hellen Verstand, ein sehr edles Herz, und in ihrem ganzen Betragen ein ungemein sanftes, stilles Wesen. Wenn, nach der Sitte damaliger Zeit, die Herzogin am Spinnroken

saß, ihre kleine Tochter von fünf Jahren, auf einem kleinen zierlichen Stühlchen neben ihr sizend, die Spindel ausnehmend geschikt zu fassen und die reinste Fädchen zu drehen wußte, während des Spinnens allerlei sinnreiche Fragen that, auf jede Frage eine schöne, treffende Antwort gab, und jedes Wort überaus sanft, deutlich und bedachtsam aussprach, — da gerieth jeder, wer sie immer sah, in Erstaunen, und sagte, aus diesem Kinde müße einmal etwas Außerordentliches werden. Wenn sie in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren mit ihren herzoglichen Eltern zur Kirche kam, mit ihrem lieblichen, innigfrommen Gesichte, mit Wangen, auf denen das reine, unverdorbene Roth der Unschuld blühte, mit ihren langen goldenen Loken, in ihrer einfachen weißen Kleidung zwischen Vater und Mutter, in dem mit rothem Tuch bedekten Kirchenstuhle, so vor dem Altare da kniete, die hellen, blauen Augen voll Andacht zum Himmel aufschlug, und sie dann wieder voll Anbetung zur Erden senkte — so glaubte Jedermann einen Engel des Himmels zu sehen. Als ein wahrer Engel des Trostes erschien sie in der Hütte der Armuth und am Krankenbette. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsstüke, die sie selbst verfertiget hatte, und gab den Männern manches Goldstük, das ihr der Herzog zu ihrem eigenen Puze geschenkt hatte. Mit einem kleinen Körbchen am Arme eilte sie in der Morgen- und Abenddämmerung ungesehen zu den Kranken, brachte ihnen erquikende Speisen, und manche kostbare Baumfrucht, die damals in Deutschland noch eine Seltenheit war, und die sie an ihrem eigenen Munde erspart hatte. Als erwachsene Jungfrau war sie recht das Bild der Unschuld und Schönheit, und alle frommen Mütter stellten das Fräulein — denn so nannte man damals noch die herzoglichen Prinzessinnen — ihren Kindern als ein Beispiel der Frömmigkeit, der Eingezogenheit, der Sittsamkeit, des Fleißes, der Sanftheit, und jeder weiblichen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein sehr tapferer Ritter, von hohem, edlem Sinne und Aussehen rettete dem Herzoge in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit sich

aus dem Felde nach Hause, gewann ihn bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn, und gab ihm seine Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovefa mit ihrem Gemahl abreisen sollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge troken. Genovefa — so sehr sie auch ihren Gemahl liebte! — zerfloß beinahe in Thränen.

Der ehrwürdige Vater schloß sie noch einmal in seine Arme, benezte sie mit Thränen, und sprach: „So zieh denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter sind alt. Wir bleiben beide zurük, und wissen nicht, ob du unser Angesicht je noch einmal sehen wirst. Aber Gott zieht mit dir, und überall, wo du nur hinkommst, ist Er bei dir. Habe Ihn stets vor Augen und im Herzen, wie du dieß von deinen Eltern gelernt hast, und weiche nie ein Haar breit, weder zur Rechten noch zur Linken, von seinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert sein, und können einst getrost sterben!“ —

Hierauf umfaßte ihre Mutter sie mit zitternden Armen — und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott begleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt sein wird, und das Herz ist mir von allerlei trüben Ahnungen schwer! Aber du warst immer eine gute Tochter, warst unsere größte Freude auf Erden, betrübtest uns nie — o bleibe ferner gut. Thue nie etwas, dessen du dich vor Gott und deinen Eltern schämen müßtest! Noch einmal, bleibe du gut — dann ist alles gut! Und sollten wir uns auch auf Erden nie mehr sehen, so sehen wir uns dann doch im Himmel gewiß wieder!“

Nun wandten sich beide Eltern noch zu dem Grafen, und sagten: „Sohn, so nimm sie denn hin. Sie ist unser kostbarstes Kleinod. Sie ist deiner werth. Behalte sie lieb, und sei nun du ihr — Vater und Mutter.“ Graf Siegfried versprach alles, und kniete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Jezt trat Hildolf, der Bischof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte, ein frommer, ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren und noch blühendrothen Wangen, herbei, legte Beiden die Hände auf, segnete sie, und sprach noch besonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat euch ein großes Glük zugedacht — allein anders, als alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen, da alle, die hier gegenwärtig sind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieser meiner Worte, so bald euch etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr sei mit euch."

Bei diesen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greises ergriff alle Umstehenden eine leise Ahnung bevorstehender, außerordentlicher Schiksale — und die allgemeine Wehmuth verwandelte sich in stumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und seiner heiligen Vorsehung. Der Graf hob hierauf Genovefen, die leichenblaß und halb ohnmächtig war, auf das für sie bereitstehende, prächtig gezierte Reisepferd, schwang sich dann selbst auf sein Ritterroß, und so zogen sie denn, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern, fort.

Zweites Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felsen, zwischen den beiden Flüssen, dem Rhein und der Mosel, in einer schönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit seiner jungen Gemahlin sich dem Schloßthore näherte, standen schon alle seine Diener und Unterthanen — Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen und Kinder — in ihrem besten Schmuke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloßpforte zwar mit grünem Laubwerk und mit Blumen geziert, und auch der Weg mit Blumen und frischen Blättern bestreut. Aller Augen waren auf Genovefa gerichtet; alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu

sehen. Als sie dieselbe nun näher erbliken, ergriff alle ein Erstaunen. Denn da Genovefas Angesicht ganz das Siegel einer reinen, unschuldsvollen, wohlwollenden, himmlischgesinnten Seele war, so hatte es wirklich etwas Himmlisches, und war in der That von überirdischer Schönheit. Genovefa stieg nun ab; grüßte alle so sanft, so freundlich, und mit so holdseligen, ungekünstelten Worten — redete mit den alten Männern so ehrerbietig, mit den Müttern, die, ihre Kinder auf dem Arme und an der Hand, da standen, so freundlich — erkundigte sich nach dem Namen und Alter der Kinder, und beschenkte dieselben so reichlich, daß alles entzükt ward. Als sie aber über dieß noch — um was sie den Grafen unter Weges gebeten hatte — den Kriegern und Dienern für dieses Jahr eine doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlaß der Abgaben, und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte: da brachen alle in Jubel aus, Freudenthränen floßen, alle priesen sich und den Grafen glüklich — und tausend fromme Wünsche für das junge Ehepaar stiegen zum Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die, ihrem Herrn zu Ehren, mit ernstem Gesichte unbeweglich unter dem Gewehre da standen, floßen die hellen Zähren über die rauhen Bärte.

Siegfried und Genovefa lebten in der seligsten Eintracht. Allein diese Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abens spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovefa spann und sang, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute. Da hörten sie plözlich draußen vor dem Schlosse kriegerische Trompeten. „Was giebts?“ rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!“ antwortete dieser. „Die Mohren sind plözlich aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen alles durch Feuer und Schwerdt zu verheeren. Zwei Ritter sind drunter mit Befehlen vom Könige. Wir sollen, wenns möglich ist, noch diese Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu stoßen. Der Graf eilte

sogleich hinunter, bewillkommte die Ritter, und führte sie herauf in den großen Rittersaal. Die erschrokene Gräfin eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirthung der Ritter zu machen — denn in jenen alten Zeiten schämten sich auch Gräfinnen nicht, am Feuerheerde zu stehen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanstalten, Aussendung der Boten an seine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für seine Abwesenheit zu. Alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf seinem Schlosse zusammen, und das ganze Schloß wiederhallte vom Getöse der Waffen, den Fußtritten geharnischter Männer, und dem Klirren der Sporren. Die Gräfin war die ganze Nacht beschäftiget, so viele Leute zu bewirthen, und Leinenzeug und alles, was der Graf für die Reise nöthig hatte, zusammen zu paken. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter geharnischt in dem Saale versammelt und der Graf stand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und einen wallenden Federbusch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten vor dem Schloßthore hatte Reiterei und Fußvolk sich bereits in Schlachtordnung gestellt, und wartete seiner.

Genovefa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach Rittersitte, Schwerdt und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland — zum Schuze wehrloser Unschuld und zum Schreken übermüthiger Verbrecher!“ — sprach sie und sank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das sie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahnungen künftiger Leiden, die sie sich jezt aber noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach, Siegfried; seufzte sie. Wenn du nicht mehr zurükkehrtest!“ und verbarg ihr Angesicht in ihr Tuch. „Sei getrost, Genovefa! sprach der Graf. Wider den Willen Gottes strekt mich keiner zur Erde hin. Ueberall sind wir in Gottes Hand. Wir sind zu Hause dem Tod so nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur seine Hand ist's, die ihn jeden Augenblik von uns abhält. Unter seinem Schuze sind wir mitten in der blutigsten Schlacht so sicher, als sonst in unsrer Burg. Gott ist der Gott der Kriegsheere, und eine feste Burg. Wer

Gott fürchtet, der hat sonst nichts zu fürchten. Darum kümmere dich nicht, liebes Weib, und sei wegen meiner ruhig. Die Obsorge über dich, und über das Schloß und die Grafschaft, habe ich, nächst Gott, meinem treuen Hausmeister hier übergeben. Er ist von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Besizungen! Und nun empfehle ich dich dem Schuze des Höchsten! Lebe wohl! gedenke meiner, und bete für mich."

Genovefa begleitete ihn noch die steinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald sie aus dem Schloßthore traten — da tönten die Trompeten, da blizten die geschwungenen Schwerdter in der eben aufgehenden Morgensonne, den Grafen zu begrüßen. Er schwang sich, um seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, schnell auf sein Roß, und sprengte voran, und mit einem Getöse, daß dem Donner glich, sprengten Ritter und Reitersknechte über die zitternde Zugbrüke des Schlosses hinter sich darein. Genovefa sah von dem Thurme dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verschwand — und verschloß sich dann auf ihr Zimmer, sich auszuweinen, und genoß den ganzen übrigen Tag keinen Bissen.

Drittes Kapitel.

Genovefa wird unschuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schlosse in der tiefsten Stille. Wenn der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er sie schon an ihrem Fenster bei der Arbeit sizend, und manche Thräne floß, wie Thau, auf die Blumen, die sie stikte. Sobald das helle Meßglöklein tönte, eilte sie zur Schloßkapelle, und flehte da mit Inbrunst für das Wohl ihres Gemahls. Nie sah man ihren Kirchenstuhl während des Gottesdienstes leer, und auch manche Nachmittagsstunde brachte sie einsam dort zu. Sie versammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um sich her, unterrichtete sie im Spinnen

Nähen, und erzählte unter der Arbeit mancherlei Schönes. Wie sie von Kindheit an eine Freundin der Armen und Kranken gewesen, so war sie nun eine wahre Mutter derselben. Da war kein Dürftiger, dem sie nicht Arbeit und Verdienst gab, und wo nur ein Kranker war, da besuchte sie ihn in seiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredsamkeit machte demselben die bittersten Arzneien süß. Am Abende spann sie im Kreise der Mägde — und oft noch spät in der Nacht, wenn der Mond in das Fenster schien, saß sie in dem einsamen Zimmer, spielte auf der Laute, und sang ein frommes Lied dazu. In allem aber hielt sie auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebenen durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeister, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch seine schmeichelhaften Reden und durch sein gefälliges Betragen beinahe jedermann für sich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gewissen und ohne Gottesfurcht. Sein Vortheil und sein Vergnügen gingen ihm über alles. Ob das, was er that, gut und recht sei, das kümmerte ihn gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreise des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu spielen. Er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln, stellte jeden Tag eine andere Lustbarkeit an, und verschwendete so die Güter seines Herrn. Dagegen begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringsten Tagwerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen mehr auch nur einen Bissen Brod zukommen. Nur gegen Genovefa hatte er bisher immer die tiefste Ehrerbietigkeit bezeugt, und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen sie war ohne Grenzen. Genovefa begegnete ihm immer mit Ernst und Würde, ließ sich nie in ein Gespräch mit ihm ein, und erinnerte ihn immer nur an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen, und suchte seine Fehler vor ihr auf das sorgfältigste zu verheimlichen. Allein nach und nach nahm seine Kühnheit zu, und zulezt wurde er so

unverschämt, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er verdiente — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloß, sie zu verderben.

Genovefa, die nichts Gutes ahnete, schrieb an den Grafen, schilderte den Golo ganz der Wahrheit gemäß, und schloß mit der flehenden Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen.

Der Küchenmeister des Grafen, der ein sehr redlicher Mann war, nichts als das Beste seiner Herschaft suchte, und sich den bösen Anschlägen des Golo, so gut er konnte, widersezte, hieß Drako. Dieser übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu senden. Allein dem listigen Golo war dieß nicht verborgen geblieben. In dem Augenblike, da Genovefa dem Drako morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezüktem Schwerte herein, stieß den armen, unschuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geschrei. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin, entstellt und sprachlos vor Schreken, in einen Sessel gesunken, und den Drako in seinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Golo brachte nun gegen die edle, schuldlose Gräfin solche schändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schlosse darüber errötheten. Hierauf schikte er sogleich einen Boten mit eben solchen lügenhaften, verläumderischen Briefen an den Grafen ab, klagte Genovefa, die frömmste, und unschuldigste der Frauen, als ein treuloses, ehrvergessenes Weib an, und ließ sie in den tiefsten Thurm des Schlosses werfen.

Golo kannte die Gemüthsart seines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar sehr edel gesinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig sei; allein, daß er bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften seine Neigung zum schnellen, auffahrenden Zorn, zur Empfindlichkeit und Eifersucht, nicht zu beherrschen wisse. „Und, sagte der Bösewicht; eine einzige unbeherrschte Neigung eines sonst

auch noch so trefflichen Mannes gleicht dem Ringe in der Nase des Bären. Man kann ihn dabei führen, wohin man nur will.“ Golo rechnete also sicher darauf, im ersten Anfalle von Zorn werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu ermorden.

Viertes Kapitel.

Genovefa im Gefängnisse.

Der Thurm, der zu Gefängnissen für Uebelthäter bestimmt war, und den das Volk nur den Armensünderthurm nannte, war der fürchterlichste Thurm unter den Thürmen des Schlosses. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauder und ohne herzliches Mitleid gegen die armen Gefangenen daran vorbei gehen. Und zu unterst in diesem Thurme lag sie nun selbst! Ihr Gefängniß war so kalt, dumpf und schauerlich, wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren schwarzgrau, und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Nie schien die Sonne dahin, nie der freundliche Mond. Die wenige Tageshelle, die durch ein kleines, schwarzes Eisengitter einfiel, und Genovefas helles, blendendweißes Gewand dienten gleichsam nur dazu, die Schreknisse dieses fürchterlichen Ortes sichtbar zu machen. Tag und Nacht saß sie nun auf ein wenig Stroh so da! Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser und ein wenig rauhes, schwarzes Brod war alle ihre Nahrung. Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach und nach ganz wund.

Sobald sie sich aber von der ersten Betäubung des Schrekens und Schmerzens erholt hatte, da faltete sie mit glühender Inbrunst ihre Hände, blikte zum Himmel auf und betete: „O du guter Vater im Himmel! Hier size ich tief unter der Erde, und blike auf zu Dir. Ich bin jezt ganz verlassen. Ich habe niemand mehr, als Dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr. Aber Du

siehst meine Thränen — Du hörst meine Seufzer! Du bist auch hier an diesem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernet. Die liebreiche Hand aller meiner Freunde kann mir nicht helfen. Aber Dein Arm ist nicht verkürzt. Du kannst mein Kerkerthor aufthun. O erbarme Du Dich meiner, bester Vater!"

Dann saß sie wieder aufs neue, von Schmerz ganz betäubt, stumm und ohne Thränen da. „O wie glüklich, sprach sie, sind doch die ärmsten Menschen in Vergleich meiner! Sie sehen doch den schönen, blauen Himmel und die lieblichen grünen Wiesen. O daß ich statt einer herzoglichen Prinzessin ein armes Hirtenmädchen, oder statt einer Gräfin eine Bettlerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir ist alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle ist, ist nun für mich nicht mehr! Doch — fuhr sie fort, und die Thränen flossen wieder — Du bist ja noch mein, o Gott! O so sei denn Du meine Sonne! Ja, sobald ich Deiner gedenke, so wird es wieder helle in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Frost, erstarrtes Herz thauet wieder auf zu Thränen!"

Jezt kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Bischofes zu Sinne. „Das also, rief sie, und blikte in ihrem Gefängnisse umher — das ist also das Glük, das du mir verhießest, frommer Mann? Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieser dunkle Kerker auf mich! — — Doch, fuhr sie fort, da Du, o Gott! mich in dieses Gefängniß kommen ließest, so muß es für mich schon gut sein. Ja, Du sendest die Leiden nur aus Liebe. Sie sind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglüke ist lauter Glük und Segen verborgen — wie Deine Hand in die bittere Schaale mancher Frucht einen süßen Kern verschloß. — So will ich denn dieses Leiden von Deiner Vaterhand getrost annehmen. Nur auf Dich will ich sehen, und nicht über meine Verfolger klagen. Du willst es so — nun Herr, hier bin ich! Mache es mit mir, wie Du willst. Alles ist nur Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir ja kein Haar gekrümmt werden."

Nachdem sie so gebetet hatte, empfand sie einen großen Trost. Es war ihr nicht anders, als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sei gutes Muths, Genovefa! Du mußt zwar noch leiden — aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du bist zwar jezt in den Augen der Menschen eine Uebelthäterin — aber deine Unschuld wird einst noch heller glänzen, als die Sonne.“ Und hierauf verfiel sie in einen erquikenden Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Genovefa wird im Gefängnisse Mutter.

Genovefa saß mehrere Monate lang im Gefängnisse. Diese lange Zeit kam kein Mensch zu ihr, als Golo, der ihr seine schändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieser Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreiung aus dem Gefängnisse versprach. Allein Genovefa sprach zu ihm: „Lieber vor den Menschen ehrlos *scheinen*, als es in der That *sein*. Lieber zu unterst in diesem Thurme verschmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erschwingen!“

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der entzükenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblik war jezt da — und sie wurde Mutter von einem Sohne. „O du liebes Kind! sprach sie, und drükte es mit zitternden Armen an sich, so bist du denn da! Und in diesem fürchterlichen Orte erblikst du die Welt! O komm her an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach, deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wikeln. Kein Mensch reicht ihr auch nur einen Löffel voll warme Suppe — ach wie könnte deine kranke, abgezehrte Mutter dich ernähren! In diesem schauerlichen Aufenthalte hier ist nicht einmal ein anderes Pläzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als das harte, kalte Steinpflaster hier. Unter diesem finstern feuchten Ge-

wölbe, von dem ohne Unterlaß das Wasser herabtröpfelt, mußt du vor Nässe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was benezt ihr mein liebes Kind mit diesen herabfallenden Tropfen? Seid ihr auch so unbarmherzig, wie die Menschen? Doch nein, verzeiht mir! Ihr stummen Mauern habt mehr Gefühl. Ihr könnet mein und meines Kindes Elend nicht mehr ansehen, und trauert und weinet mit mir."

Hierauf blikte sie zum Himmel auf, hielt ihr Kind mit zitternden Armen empor, und sagte unter Thränen: „O Gott! Du hast mir dieses Kind geschenkt! Du hast ihm das Leben gegeben! Deine Gabe ist es! Dir gehört es an. Dir soll es auch ganz gewidmet sein! Ja — fuhr sie fort — das sei mein erstes Geschäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel senden. Aber Du bist ja auch hier zugegen — und wo Du bist, da ist Dein Tempel. Es ist keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hebe, kein Priester, der den Vater und Taufpathen an seine Pflichten erinnere. So will denn ich, seine Mutter, die Stelle des Taufpathens, Vaters und Priesters zugleich vertreten. — Ich gelobe Dir denn hier feierlich, o Gott — wenn Du anders mich und mein Kind so lange wirst leben lassen — dieses Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geist, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und zu allen Menschen zu erziehen, und es als ein theures, anvertrautes Kleinod vor dem Bösen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbeflekt von Sünden und Lastern zurükgeben, und in meiner Rechenschaft vor Dir bestehen möge." Nun betete sie noch lange stille, griff dann nach dem Wassergeschirre, und taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn, sagte sie, unter Schmerzen und Thränen kamst du zur Welt. Schmerzenreich soll daher dein Taufnamen, und die Thränen deiner Mutter sollen dein Eingebinde sein!"

Hierauf wikelte sie das Kind in ihre Schürze, und legte es in ihren Schooß. „So — sagte sie — hier in

meinem Schooße soll deine Wiege sein.“ Dann blikte sie wehmüthig auf das kleine Stüklein harten, schwarzen Brodes neben ihr, und sagte: Das, du armes Kind, das soll also künftig deine Nahrung sein! Es ist wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu — aber sei getrost, die Thränen deiner Mutter sollen es erweichen, und unter Gottes Segen ist es für dich und mich genug!“ Sie kaute das harte Brod nun klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als nun das Kind einmal sehr sanft in ihrem Schooße schlief, da neigte sie sich über dasselbe, und seufzte: „O Gott, blike doch herab auf dieß arme Kind hier in meinem Schooße! Ach, eine Blume würde in diesem dunkeln, kalten Gewölbe ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfrischende Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und siech werden! Ach, wie sollte diese zarte Pflanze hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht so elend umkommen! O, wie liebe ich es — wie gerne gäbe ich mein Leben dafür! Aber du liebest es noch mehr, als ich. Du liebest mich, liebest alle Menschen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja, sagte sie mit lauter, bewegter Stimme, Du hast es ja selbst gesagt: Und wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so will ich doch deiner nicht vergessen.“ Als Genovefa so laut sprach, erwachte das Kleine, und lächelte das erste Mal freundlich gegen seine Mutter. Genovefa lächelte auch — das erste Mal in ihrem Gefängnisse. „Und du lächelst, liebes Kind? sagte sie, und drükte es an ihr Herz. Du achtest der Schreknisse dieses Ortes nicht? Ja, lächle nur! Dein Lächeln sagt mir mehr, als tausend Worte. Es ist mir, als wolltest du sagen: Mutter! Weine nicht und sei fröhlich! Du bist wohl arm — aber Gott ist reich. Du bist hilflos — aber Gott ist ein mächtiger Helfer. Du liebst mich wohl recht — aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebes Kind, lächle! So lange du lächelst — kann deine Mutter nicht mehr weinen!“

Nach einigen Tagen kam Golo wieder. Mit wildem, verstörtem Gesicht trat er vor sie. „Nun habe ich ein-

mal genug! sagte er. Wenn ihr eine Närrin bleiben, und eure Tugendgrillen nicht aufgeben wollet, so erbarmt euch doch wenigstens eures Kindes. Denn, wenn ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, so müßt ihr — Gott strafe mich — sterben, und euer Kind dazu." Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tausend Mal sterben, als in etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuren Eltern, meinem Gemahle und allen guten Menschen schämen müßte." Golo warf ihr einen wüthenden Blik zu, wandte sich, vor Zorn ganz blaß, um, und schlug die eiserne Thür mit einer Gewalt hinter sich zu, daß die Grundfesten des Kerkers zu wanken schienen, und das donnernde Getöse noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

Sechstes Kapitel.

Genovefa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.

Um Mitternacht klopfte auf einmal etwas an dem kleinen Fensterlein des Gefängnisses. „O liebe Gräfin, wacht ihr noch? rief eine leise klägliche Stimme. O was muß ich euch sagen! Ach Gott! Ach Gott! Ich kann vor Weinen fast nicht reden. Ach, der gottlose Golo! Gott strafe ihn, und werfe ihn in die unterste Hölle — den verruchten Bösewicht."

„Wer bist du denn?" fragte Genovefa, und stand auf und ging an das Eisengitter hin.

„Des Thurmwächters Tochter! antwortete die Stimme. Wißt ihr, die Bertha, die schon so lange krank ist, und der ihr in ihrer Krankheit so viel Gutes gethan hab. Ach, ich habe euch so lieb, und möchte mich euch doch auch gerne dankbar bezeigen. Aber ach, ich bringe euch eine schrekliche Nachricht. Diese Nacht noch müßt ihr sterben. Der Graf will es so; denn er hält euch wirklich für die schändliche Verbrecherin, für die euch Golo ausgab. Das hat er dem Golo geschrieben. Die

Mörder sind schon bestellt. Sie müssen euch das Haupt abschlagen. Es ist gewiß so. Ich habe es selbst gehört, wie Golo es mit ihnen verabredete. Und ach! — euer Kind muß auch sterben. Denn der Graf will es nicht für seinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angst nicht ruhen. Ich konnte die halbe Nacht kein Auge zuthun. Sobald alles schlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und versuchte es, mich zu euch herabzuschleppen. Denn ach — ich könnte nicht mehr leben, wenn ich euch nicht noch einmal spräche — nicht von euch Abschied nähme — und euch für eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn ihr noch etwas zu bestellen, oder sonst etwas auf dem Herzen habt, so vertraut es mir, damit doch nicht alle eure Geheimnisse mit in die Erde verscharrt werden, und ich vielleicht noch einmal eure Unschuld bezeugen kann."

Genovefa erschrak heftig, und konnte vor Schreken lange nicht reden. Endlich sagte sie: „Liebes Kind, sei so gut, und bringe mir Licht, Dinte, Feder und Papier." Das Mädchen brachte es, und Genovefa fing an zu schreiben. Weil kein Tisch und Stuhl da war, so schrieb sie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebster Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaster meines Gefängnisses liegend, schreibe ich noch an dich. Wenn du dieses Blatt lesen wirst, modert mein Leib schon lange in dem Grabe. In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richterstuhl Gottes. Ich bin als eine Uebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich sterbe unschuldig. Dieß betheure ich dir vor seinem heiligen Angesichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt."

„Ach, bester Gemahl! Mir ist es nur um dich leid. Ich weiß es, du mußt schreklich betrogen worden sein, sonst könntest du deine Genovefa und dein Kind nicht tödten lassen. Aber wenn du den Betrug einmal einsiehst, o so kümmere dich nicht zu sehr! Du liebtest mich ja immer. Du bist nicht Schuld an meinem Tode. Es ist nun die Schikung Gottes so."

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehört hast. Laß dieses dein erstes übereiltes Urtheil auch dein leztes sein. Vergüte diese einzige böse That — obwohl du den geringsten Antheil daran hast — durch tausend gute und edle Thaten. Das ist das Beste, was du noch thun kannst. Trauern und sich grämen hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel ist. Dort wirst du deine Genovefa wieder sehen. Dort wirst du ihre Unschuld und Treue erkennen. Dort wirst du auch deinen Sohn, den du hier nie sahst, das erste Mal sehen. Dort werden uns keine böse Menschen mehr trennen.“

„Doch meiner Augenblike auf Erden sind wenige mehr. Ich habe meine lezte Pflicht erfüllt und dir meine Unschuld bezeugt.“

Ich danke dir auch noch für alle Liebe, die du mir in bessern Tagen erwiesen hast. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir ins Grab.“

„Nimm dich meiner guten Eltern an. Sei ein guter Sohn gegen sie. Tröste sie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr schreiben, denn meine Stunde naht. Sage es ihnen aber, daß ihre Genovefa keine Verbrecherin war, daß ich unschuldig starb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für alles, alles, was sie an mir thaten, herzlich dankte.“

„Den Golo, den armen verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Zorn. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörst du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner soll kein Tropfen Bluts vergossen werden.“

„Auch auf diejenigen, die mir das Haupt abschlagen werden, wirf keinen Haß, daß sie mich unschuldig tödteten — sondern thu ihnen und den ihrigen vielmehr Gutes. Denn sie können ja nichts dazu, und thun es gewiß ungerne.“

„Der gute, unschuldig ermordete Drako war einer deiner redlichsten Diener. Sorge für seine hinterlassene Wittwe und sei ein Vater seiner armen Waisen. Das

bist du ihm schuldig — denn seine Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Ursache seines Todes. Er starb für dich. Vergiß es auch nicht, ihn öffentlich und feierlich für unschuldig zu erklären."

„Das gute Kind, das dir diesen Brief giebt, belohne. Sie allein war mir treu, wo alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Golo sich Niemand meiner anzunehmen getraute."

„Deinen Unterthanen sei ein milder Herr. Lege ihnen keine zu große Bürden auf. Sorge dafür, daß sie gerechte Beamte, würdige Geistliche und geschikte Aerzte haben. Höre jeden selbst an, der eine Beschwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu klagen hat. Besonders sei gegen die Armen mildthätig. Ach! ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu sein, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thue es nun du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu sein."

„Und nun sage ich dir mein leztes Lebewohl. O traure doch nicht zu sehr über mich, liebster Gemahl! Ich sterbe ja gerne — denn kurz und voll Jammer ist dieses Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, so sterbe ich doch in allen jenen Stüken, deren mich Golo anklagte, so unschuldig, wie mein Erlöser. Er wird meiner Seele gnädig sein! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine abgeschiedene Seele. Ich scheide mit versöhntem, liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovefa."

Diesen Brief schrieb Genovefa unter einem Strom von Thränen. Tinte und Thränen flossen darin so durcheinander, daß man ihn kaum lesen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und sagte: „Diesen Brief bewahre wie ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menschen. Und wenn mein Gemahl aus dem Kriege zurük kömmt, so gieb den Brief in seine Hand." Und nun nahm Genovefa ihre Perlenschnur von dem Halse und sagte: „Diese Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautschmuk — und kamen, seitdem ich sie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beinahe nie von meinem Halse. Sie sol-

len nun dein Brautschaz sein. Sie sind mehrere tausend Goldgulden werth. Vertrau aber deßhalb, weil du jezt reich bist, auf nichts Irdisches. Denk, daß deine Gräfin diese Perlen an jenem Halse trug, den jezt bald das Schwert durchschneiden wird. Lerne an mir, daß man sich auch auf die besten Menschen nicht verlassen kann. Ach! ich dachte nicht, daß selbst derjenige, der mir diese Perlen zur Halszierde gab, diesen Hals würde abhauen lassen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun geh hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jezt noch zu Gott wenden, und mich zur Ewigkeit anschiken. Lebe wohl!"

Siebentes Kapitel.

Genovefa wird zur Hinrichtung hinaus geführt.

Kaum war das Mädchen fort, so krachte die eiserne Thüre des Gefängnisses, that sich rasselnd auf, und zwei geharnischte Männer traten herein. Der Eine hielt eine brennende Pechfakel in der Hand, und der Andere trug ein großes, entblößtes Schwert unter dem Arm. Genovefa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da, und betete. Die beiden Männer sahen sie beim Glanze der Fakel knieen. „Steh auf, Genovefa! sprach der Eine, der das Schwert trug und den Scharfrichter machte, mit rauher Stimme: nimm dein Kind mit dir, und folge uns!" Genovefa rief: „Gott sei mir gnädig! Ich stehe in seiner Hand!" — stand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen, unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fakel ging voran, der mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer, zottiger Hund begleitete sie. Endlich kamen sie an eine große eiserne Thüre. Da stekte der Mann, der voraus ging, den Schlüssel an, und löschte die Fakel. Die Thüre ging auf, und sie waren nun unter freiem Himmel — nahe an einem großen

Walde. Es war eine helle Herbstnacht. Der Himmel war voll Sterne. Der Mond neigte sich zum Untergange. Der Wind wehte kalt. Keiner der zwei Männer sprach ein Wort. Sie führten Genovefa weit — weit in den Wald hinein. Nun kamen sie auf einen freien Plaz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Espen umgeben war. Da sagte der Mann mit dem Schwert finster: „Nun halt, Genovefa, und knie nieder.“ Genovefa kniete nieder. „Jezt gieb dein Kind her, und du Heinz, verbind ihr indeß die Augen!“ fuhr er fort, und nahm das Kind bei dem Aermlein, und hob das Schwert auf. Allein Genovefa schloß ihr Kind fest in ihre Arme, blikte zum Himmel auf, und schrie laut: „O Gott, laß mich sterben — nur rette mein Kind!“

„Mach keine Umstände! sagte der rauhe Mann. Was sein muß, muß sein! Gieb her!“

Aber Genovefa fuhr weinend und jammernd fort zu reden: „O ihr lieben Männer! Und dieses arme, unschuldige Kind könntet ihr ermorden? Was hat es denn verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! Ich will ja gerne sterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind leben! Bringt es zu meinen Eltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, so laßt — nicht wegen meiner, sondern meines Kindes wegen — mich leben. Ich will ja gerne diesen Wald in meinem Leben nicht mehr verlassen, und nie mehr unter die Menschen kommen! O seht, ich, eure Frau Gräfin, knie vor euch und umfasse flehend eure Knie. Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, so tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unschuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jezt meiner Zähren nicht achtet. Seid barmherzig mit mir, so wird es Gott auch einst mit euch sein! Laßt euch zeitlichen Lohn nicht zu bösen Thaten verleiten — denn ihre Strafe ist ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menschen. Oder wollet ihr denn diesen Golo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch kein unschuldiges Blut — denn das Blut

der Unschuld schreit zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

„Ich thue nichts, sagte der Mann mit dem Schwerte, als was mir befohlen ist. Ob es recht oder unrecht sei, mögen Golo und der Graf verantworten."

Allein Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blikt doch zum Himmel auf! sprach sie. Seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt sich hinter den Tannen, als könnte er die That, die ihr vorhabt, nicht ansehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O so oft ihr ihn künftig so untergehen seht, wird er euch des unschuldig vergossenen Blutes anklagen! Ja, wenn er auch hoch am Himmel steht, und allen Menschen hell und klar scheint, so würde er doch euch blutroth vorkommen. — O horcht doch! Horcht, es erhebt sich ein Wind! Hört ihr nicht, wie schauerlich die Bäume rauschen, und wie laut alle Blätter zittern. Die ganze Natur entsezt sich über den Mord der Unschuld. O künftig wird euch jedes rauschende Blatt erschreken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tausend Augen schaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine solche Greuelthat begehen? Denkt, dort oben über den Sternen ist ein Gott, vor dessen Gericht ihr einst stehen müßt! — O Du Vater der Wittwen und Waisen dort oben, o erweiche Du das Herz dieser Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß sie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kleinen verschonen und diese schwere Blutschuld nicht auf sich laden."

Der eine Mann, der immer geschwiegen hatte, wischte sich eine Zähre ab, und sagte zum andern: „Du, Kunz, mir bricht das Herz! Wir wollen sie leben lassen. Wenn du Blut vergießen willst, so stoß dein Schwert lieber dem Golo in die Brust. Er ist der Schuldige — sie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk doch an deine lezte Krankheit, was sie dir da alles that."

„Sie muß sterben, sagte Kunz. Da hilft nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mir bei meiner armen Seele auch hart an, sie umzubringen. Allein, wenn wir

sie leben lassen, müssen wir beide sterben. Und ihr hilfts doch nichts. Golo wird sie doch noch zu finden wissen. Zudem müssen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, das wir sie umgebracht haben."

„Wir wollen sie dennoch leben lassen! sagte Heinz. Wir können es ja so machen: Wir lassen sie, damit wir nicht verrathen werden, schwören, immer in diesem Walde zu bleiben — und dem Golo bringen wir dann die Augen deines Hundes da. Ich wette, das böse Gewissen läßt sie ihm nicht so genau ansehen, daß er den Betrug merkte. — Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten. Bedenk doch, Kunz! sollten denn unsre liebe Gräfin und unser junger Graf, sollten diese unglükliche Mutter und ihr unschuldiges Kind dir nicht werther sein, als — Gott verzeih mir's! — dein Hund? Kunz, sei doch kein Unmensch!"

„Das bin ich nicht! sagte Kunz. Gott weiß, noch nie ward mir mein Amt so schwer. Allein, Golo wird rasend, wenn — —"

„Mit deinem Golo! sagte Heinz. Der Unschuld das Leben zu schenken, ist offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß sich beim Gutesthun nicht fürchten, sondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jezt auch ein Ungemach zuziehen — was ist es denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!"

Der harte Mann sagte endlich: „Es sei! Wir wollen es wagen." Er sagte nun Genovefen sogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieser Wildniß zu entweichen, und sie mußte ihm jedes Wort nachsprechen. Auch Heinz mußte ihm auf sein Schwert schwören, keinem Menschen ein Wort von ihr zu sagen, und sie auch nie in der Wildniß zu besuchen. Nun führte Kunz mit seinem Gefährten, um recht sicher darin zu gehen, sie noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichste Gegend der Wildniß, wo noch nie ein menschlicher Fußtritt gewandelt hatte, hinein — da sank sie endlich kraftlos und ohnmächtig unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen, und gingen ihres Wegs. Nur der Eine sah sich noch

einmal mit nassen Augen um, und sagte: „Gott wolle sich ihrer erbarmen, und für sie und ihr armes Kind weiter sorgen! Denn wenn Er nicht barmherziger wäre, als die Menschen, so wär's gefehlt.“

Als sie in das Schloß zurükkamen, saß Golo wie ein Verzweifelnder in seiner Stube da, und hatte den Kopf auf die Hand gestüzt. „Wir bringen da die Augen!“ — sagte Kunz, indem er an der Thür stehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. „Ich will sie nicht sehen! — schrie Golo fürchterlich und sprang auf, und griff an sein Schwert. Und wenn mir noch einmal einer den Namen der Unglüklichen nur nennt, so reiß ich mein Schwert heraus, und stoß ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen — und kommt mir nie mehr unter das Gesicht!“ „Das ist doch sonderbar! sagte er dann bei sich selbst. Vorhin schien mir die Rache an Genovefa so süß — und jezt ist sie mir so schreklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte! Ach, wer seiner Leidenschaft folgt, findet sich am Ende doch allemal betrogen!“

Achtes Kapitel.

Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirschkuh vom Hungertode errettet.

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Tanne liegen. Endlich erwachte sie — und sah sich mit ihrem Kinde in dem wilden Walde allein. Der ganze Himmel hatte sich indeß mit Wolken bedekt. Der Mond war längst untergegangen. Es war sehr finster. Ein fürchterlicher Sturm brauste durch die Bäume. In dem Baume über ihr schrie eine Eule — und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie schauderte vor Furcht zusammen.

„O Gott, o Gott, rief sie, welch ein Entsezen ergreift mich! — Doch — Du bist ja auch hier bei mir.

Vor dir ist die Nacht helle. Du siehst mich! Wo kein Mensch ist, da bist Du. Du verläßt diejenigen nie, die auf Dich trauen. Du hast mich und mein Kind — unendlicher Dank sei Dir dafür — aus der Hand der Menschen errettet. Du wirst uns nicht durch wilde Thiere umkommen lassen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten!"

Sie blieb nun mit ihrem Kinde auf dem Schooße so unter dem Baume sizen, faltete ihre Hände über ihren Knien zusammen, blikte mit stillen Thränen zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach. Allein, er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber, neblichter Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schreklich anzusehen. Ueberall nichts als kahle Felsen, schwarze Tannen, Dornen und Wachholdergesträuch. Die Morgenlüft wehte schneidend kalt — und endlich fing es an heftig zu regnen und zu schneien. Genovefa zitterte vor Frost, und ihr liebes Kind fing vor Kälte, Nässe und Hunger laut an zu weinen. Sie suchte überall umher einen hohlen Baum oder einer Felsenhöhle zum Obdache, und einige wilde Baumfrüchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand sie ein troknes Pläzchen — nirgends an den halbentblätterten Sträuchen auch nur eine Beere. Da grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten, bereits gefrornen Boden einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute rothgefärbt! Diese Wurzeln zerkaute sie nun, und gab sie ihrem Kinde.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüste weiter, ohne zu wissen wohin. Als sie abermals einen Felsen überstiegen hatte, da sah sie unten zwischen den rauhen Felsen ein kleines, schmales Wiesthälchen. Sie kletterte hinab. In einem Felsen, der dicht mit Tannen bewachsen war, erblikte sie unter den überhängenden Aesten endlich eine kleine Oeffnung. Die führte sie in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwei oder drei Personen zu beherbergen. Nicht weit davon rauschte eine Quelle, hell

wie Kristall, aus dem Felsen hervor. Eine Art Kürbisstaude rankte an dem Felsen hinauf. Ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre halbverfaulten Früchte lagen am Boden umher, und waren nicht zu genießen.

Genovefa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschüzt. Allein, noch immer zitterte und bebte sie vor Frost. Es war jezt Mittag. Der Hunger quälte sie schreklich, und auch ihr Kind fing wieder an vor Hunger zu weinen und zu schreien. Da kniete sie in der Höhle nieder, legt ihr Kind vor sich auf den Boden hin, blikte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände und betete: O Du guter Vater im Himmel! Blike hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verschmachtendes Kind! Du ernährst ja auch in der rauhen Jahreszeit die Raben, die da an den hohen Felsen herumfliegen. Du vergissest auch des Würmleins nicht, das hier an der Felsenwand kriecht, und läßt es auch im Winter ein Fäserlein grünes Moos finden. Du kannst mich und mein Kind auch in dieser Wildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Nein, Vater, Du kannst — Du wirst uns nicht verschmachten lassen! Du hast uns eben jezt eine Wohnung finden lassen. Du wirst auch für Nahrung sorgen!"

Sieh, da zertheilten sich mit einem Male die Wolken, und die Sonne schien mild und warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube — und plözlich stand eine Hirschkuh vor der Höhle. Da sie nie von Menschen war verfolgt worden, so war sie gar nicht scheu. Sie kam in die Höhle, die ihr gewöhnlicher Aufenthalt war, ungescheut herein, und blieb so gegen Genovefa stehen. Genovefa erschrak anfangs über das Thier; nach und nach wurde sie aber kühner, und streichelte es. Das Thier schien gegen diese Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu sein. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieses Thieres zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!" sagte sie — und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Das Thier, dem ein

Wolf das Junge zerrissen hatte, und das von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wikelte hierauf das Kind, das jezt schwieg, und schlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsstüke, und legte es in eine Eke der Höhle, wo ein recht bequemes Pläzchen hiezu war.

Nachdem Genovefa für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst auf sich. Sie ging wieder aus der Höhle, sammelte die umherliegenden Kürbisse, zerbrach jeden in zwei gleiche Stüke, höhlte sie aus, und wusch sie in der Quelle hell und rein. Als sie zurük kam; hatte sich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovefa hielt ihm einige grüne, frische Kräuter vor, die sie in der Quelle gefunden hatte. Da stand das Thier auf, fraß sie ihr aus ihrer Hand, und lekte ihr dann, als wollte es ihr seine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun versuchte Genovefa, das Thier zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbisschaalen mit Milch. Da fiel sie auf die Knie nieder, hob eine gelbe Schaale voll reinlicher, lauterer Milch mit beiden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für diese Deine milde Gabe. Ja, Dein Geschenk ist sie, diese Milch hier! Du ließest mir mitten in diesem harten Felsen eine Quelle der Nahrung entspringen! Du fügtest es, daß vielleicht irgend ein Vögelein das Kürbiskernlein in dieser Wildniß verlor, damit es mir nicht am Geschirre fehle, Deine Gabe aufzufassen. Du leitetest meine Tritte zu dieser Höhle — dem Aufenthalte dieses guten Thieres! Nun darf ich — nun darf mein Kind nicht verschmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungslosen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getrost entgegen sehen!“

Sie trank nun — und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch ein köstlicher Trank! sagte sie. So wohl hat mir in meinem Leben noch keine Speise geschmekt. O Gott! wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Eltern Deine Gaben zu schäzen! O verzeih doch, daß ich Dir nicht besser dankte — verzeih, daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach,

ich hatte nie erfahren, wie wehe der Hunger thut! O wie manchem Dürftigen hätte ich mit kleinen Kosten eine große Labung verschaffen können!"

Nachdem sie mit der Milch sich recht erquikt und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, ging sie wieder aus der Höhle, pflükte an den Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes, troknes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Unter einem Tannenbaume hatte sie ein kleines, dürres Steklein gefunden, das zierlich mit zartem, weißem, gelbem und grünem Moose bewachsen war. Sie zerbrach es in zwei ungleiche Stüke, befestigte dann mit einem zähen Tannenreise das kleinere Stük so an dem größern, daß ein Kreuz daraus wurde, und stellte dann das Kreuz an dem besten Orte der Höhle auf. Als sie mit allem fertig war, sezte sie sich müde in der Höhle nieder. Die Tannenäste, die den Eingang wie ein dunkelgrüner Vorhang bedekten, verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle, und von der Ausdünstung des Thieres war die Höhle bereits lieblich erwärmet. Wie nun Genovefa so da saß — da wurde ihr mit einem Male ganz ungemein leicht und wohl um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß er sie aus dem dunkeln Gefängnisse errettet, und ihr gegen Golo eine sichere Zufluchtsstätte verschafft hatte. Freilich fiel ihr ein, daß sie auch hier vieles zu leiden haben würde. Allein sie blikte auf das Kreuz hin, und betete:

„O mein göttlicher Erlöser, der Du aus Liebe zu mir am Kreuze starbst! Dieses Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer soll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einsiedlerleben in dieser Wildniß anfangen. Mein Leiden ist nun mein Kreuz. Ich will es nach Deinem Beispiele geduldig auf mich nehmen, und stets beten wie Du: Vater! Dein Wille geschehe und nicht der meine. Es

wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblik kommen, wo ich mit Dir sagen kann: Es ist vollbracht!"

Nachdem sie so gebetet hatte, schloß ihr — nach langer Zeit das erste Mal — ein sanfter Schlaf die Augen. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen — und die treue Hirschkuh, die von nun an sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Genovefas einsames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieser Wildniß als eine wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, der Sommer kam, machte dann wieder dem Winter Plaz, und so ging es fort, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete.

Wenn sie des Sommers am heißen Mittage so zwischen den stummen Felsen und Baumen da saß, und nichts hörte, als das Gekrächze der Raben oder das Haken eines Spechtes; wenn in schauerlichen Herbstnächten der kalte Mond hoch am Himmel stand, und das einsame Felsenthal beschien; wenn sie so des Winters aus ihrer Höhle über die unermeßliche Menge Schnee sah, in dem sie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte: da sehnte sie sich recht herzlich, wieder einmal das Gesicht ihrer Eltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde oder nur irgend eines Menschen zu sehen. „O wie glüklich, seufzte sie oft, sind doch die Menschen, die bei einander leben, und mit einander reden und sich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! Und wie thöricht sind sie, daß sie dieses süße Glük oft gar nicht achten, und sich einander das Leben vielfältig so bitter machen." Dann faßte sie sich aber alle Male wieder und sprach: „O Gott, das Glük, mit Dir umgehen zu können, ist ja doch noch unendlich süßer, als der Umgang mit Menschen! Wenn wir auch von Menschen ferne sind, so bist doch Du uns im-

mer nahe — in der öden Wildniß und in der stillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblik mit Dir reden können — Du innigster Freund unsrer Seele!“ Sie gewöhnte sich so daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit ihm zu reden, daß ihr in diesen freundlichen, vertraulichen Gesprächen Stunden wie Augenblike verflossen.

Obwohl ihr das Ausgraben der Wurzeln und das Sammeln der Waldfrüchte viele Arbeit machte, so mußte sie doch manche Stunde so da sizen, wo sie gar nichts zu thun wußte. Da sagte sie dann oft: „Ach, wenn ich nur einige Striknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen — wie wollte ich da mich und mein Kind so gut kleiden! Die Menschen beklagen sich oft über ihre Arbeit; allein ohne Arbeit ist das Leben so traurig und langweilig, und die härteste Arbeit ist süß gegen das Nichtsthun.“

Oftmals hatte sie das sehnlichste Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde, sprach sie, könnte ich da so schön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, sind ja auch ein Buch, das Du selbst geschrieben hast.“ Sie fing nun an, Gottes Werke viel aufmerksamer zu betrachten, als sie es selbst in ihrem Leben gethan hatte — und das kleinste Blümlein, Käferlein oder Schneklein machte ihr, wenn sie so die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unaussprechliches Vergnügen.

Ganz ungemein erfreulich und tröstlich war es ihr, daß Christus so viele seiner schönsten Gleichnisse von solchen Gegenständen hergenommen hatte, von denen sie auch in der Wildniß umgeben war. Wenn die Sonne im Frühlinge wieder so lieblich und freundlich in die Höhle herein schien, dann sagte sie hocherfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne ist mir ein schönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jesus, Dein Sohn, sprach ja: Der Vater im Himmel läßt Seine Sonne aufgehen über die Guten und die Bösen. Meine Liebe zu den Menschen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich

nur könnte." Wenn sie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit sich in ihr Herz einschleichen wollte, und sie dann an einem schönen Morgen den herrlichen Gesang der Vögel hörte, dann rief sie: „Ihr seid so munter und sorglos, ihr kleinen, heitern Geschöpfe, und singt so fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich sein, und singen wie ihr? Jesus will ja dieß, und sagt es uns: Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie dennoch. Seid ihr denn nicht viel mehr, als sie? — Ja, mein Gott, Du liebst mich mehr, als alle diese Vögel; ich sollte daher auch viel fröhlicher sein, als sie alle, und mich nicht kümmern, wenn jezt schon für mich kein Körnlein mehr ausgesäet, kein Halm mehr eingeärntet, und keine Garbe mehr in die Scheune gebracht wird." Wenn sie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit tausenderlei bunten Farben schmückten, betrachtete, sagte sie: „Auch ihr seid mir freundliche Pfänder, gleichsam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als er sprach: Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage ich euch: Auch Salomon in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet — sollte Er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen? Ich will also nicht mehr kleingläubig und nicht mehr kleinmüthig sein, und, obwohl ich jezt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen." Des Sommers, wenn es in ihrem Felsenthale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr, meiner Seele. Du sagst es ja selbst: Wer dürstet, der komme zu Mir, und trinke. Das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die ins ewige Leben fortfließt. — Ja, diese innere Lebensquelle

allein erquikt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jezt, da mir aller Trost von aussen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entrissen sind.“ Oft, wenn sie die ungeheuern Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam Ihr das Wort Jesu zu Sinn: „Wer meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ „Auf Dein Wort, sprach sie dann, will ich mein Heil bauen, und es steht felsenfest.“ Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, stachlichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflüken könnte, sprach sie, das wäre mir freilich sehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß sehr wohl zu statten. Allein es bleibt bei dem, was Jesus sagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute, und ein schlechter Baum bringt auch schlechte Früchte hervor. — Ich will daher ein guter Baum sein, und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen, und keine oder nur schlechte Früchte hervorbringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quelle, der Fels, die Dornen und Disteln, ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

Lieblicher, als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, lehrreicher, als alles, was man in der Wüste sehen kann, war ihr der Anblik ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wenn sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme so vor der Höhle auf und ab ging, und mit dem Kinde, obwohl es noch nichts davon verstand, in den freundlichsten Ausdrüken redete; wenn dann das Kind das kleine Aermchen nach ihr ausstrekte und sie anlächelte: so war es ihr nicht anders, als verschönerte

dieses Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Knie, drükte das Kind an ihre Brust, blikte mit dem sanften, milden Lächeln mütterlicher Zärtlichkeit auf dasselbe herab, und sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauhen Aufenthalte! O blike auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab, und laß es ferner wachsen und gedeihen!“ — — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blikt, fuhr sie dann fort, wie rein die lokichte Stirne und die holden Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos es hier an meinem Herzen ruht? O wohl mit Recht, sagte der göttliche Erlöser: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ach, daß doch alle Menschen aus freier Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären, wie es dieses Kind hier noch in seiner Unschuld und aus glüklicher Unwissenheit ist! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen; dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust der Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig, gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!“

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das, sagte sie, wenn Tausende vereint vor Gott knien, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O, wenn ich nur wieder einmal eine Gloke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz! Doch, sagte sie dann wieder, die ganze Natur — der Himmel über mir und die Erde um mich her, ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Wildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar. Dieses Felsenthal sei denn ein Tempel, der Dir geheiligt ist, und mein Herz

sei der Altar." Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht gekniet und gebetet hatte, und wenn sie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, so kniete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuz in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte, und ihr zum Betschemmel diente.

Zehntes Kapitel.

Genovefas Mutterfreuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jezt für Genovefa mitten in ihrer tiefen Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf an Schmerzenreich; ihr liebes Kind hatte indeß sehr zugenommen, und war jezt ein wunderschönes Knäblein, das bereits gehen konnte. Sie kleidete ihn in das schöne, buntgesprengelte Fellchen eines jungen Rehes, das sie einst im Walde dem Fuchse abgejagt hatte. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so vollkommen und blühend aus, wie das Leben. Jezt erwachte die Vernunft des holden Knaben; er fing an, sich seiner bewußt zu werden, die Dinge um sich her zu unterscheiden, Worte zu verstehn und nachzusprechen.

Genovefa, die schon so lange kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzükende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle Stunden lang mit ihm, lehrte ihn alles, was man in der Höhle und in dem kleinen Thälchen sah, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Tanne bis zum Moosfäserchen, nennen, und konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kind-

lichen Liebe, die sie an ihm bemerkte, machten ihr unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte lange nicht mehr aus der Höhle. Allein, bald nach den ersten Tagen des Frühlings war er schon wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovefa an einem schönen Frühlingsmorgen bei der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freie und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jezt, in den Tagen des hellern Bewußtseins, mit einem Male erblikte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruk. Ganz erstaunt blieb er stehen, und betrachtete alles mit großen Augen. „Mutter! was ist das! rief er. Alles ist ja ganz anders, als vorher — alles viel schöner! Das Thal da war ja ganz weiß von Schnee, und jezt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorhin dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gelbes Blatt hatten — die sind jezt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jezt so lieblich und warm scheint — und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh nur da auf den Boden — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind — o sieh nur, wie schön gelb und blau und weiß!“

„Das sind Blumen, liebes Kind! sagte Genovefa. Sieh, da breche ich einige für dich ab. Diese hier sind Gänse- oder Ringelblümchen! Sieh, wie sie innen so schön gelb sind, und was die zarten, weißen Blättlein rings umher für schöne, purpurrothe Spizen haben. Diese gelben da sind Schlüsselblumen. Riech einmal daran! Dieses blaue hier ist ein Veilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein! — und pflüke noch, so viel du willst.“ Er pflükte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händen nicht mehr umspannen konnte.

Genovefa führte ihn hierauf in ein grünendes Gebüsch, unten am Ende des Thälchens. „Nun horch einmal, sagte sie, hörst du nichts?" Der Knabe hörte, das erste Mal bei deutlichem Bewußtsein, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten. „Ei, rief er neugierig, was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterlei liebliche Stimmchen durch einander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist! Komm!"

Genovefa sezte sich auf ein moosiges Felsenstük, das von einem Paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfters gethan hatte, einige gesammelte Saamenkörnlein von Waldkräutern hin, und lokte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbei — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit prächtig purpurrother Scheitel und Brust, der buntfärbige Stieglitz — und pikten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh, sagte sie, diese Vögelein singen so schön."

Der Kleine war vor Freuden ausser sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen! sagte er. Ihr singet also so schön! Ihr könnet es freilich besser, als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seid auch viel schöner als sie. — Aber sag mir nur, Mutter! fing er wieder an, wie kommts denn, daß jezt alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen doch nicht so herrlich auszieren können, seit dem ich krank war. Du warst ja fast immer bei mir in der Höhle, und so geschikt wärst du doch auch nicht!"

„Liebes Kind! sprach Genovefa, ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude haben möchten."

„O der liebe, gute Gott! sagte der Knabe, der

ist doch recht brav und recht geschikt!" — und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freilich, sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständig nennen und deiner lachen. Allein nur deßwegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam."

Den andern Morgen wekte sie der Kleine schon in der Frühe, und sagte: „Mutter! O steh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat." Genovefa lächelte freundlich, und führte ihn an ein grünes Pläzchen zwischen Felsen, wo die Sonne glühend heiß hinschien, wo alles früher reifte, und wo sie schon vor mehreren Tagen Erdbeeren bemerkt hatte. Wirklich waren auch hier schon mehrere Beeren reif, und röther als Scharlach. „Sind das auch Blumen?" fragte der Knabe. „Nein, sagte Genovefa, das sind Erdbeeren." Sie kniete nieder, pflükte einige der schönsten ab, und sagte: „Wie, thu du den Mund auf, und koste sie einmal!" Der Kleine aß sie, drükte die Hand auf die Brust, und sagte: „O, die sind aber gut! Darf ich nicht mehrere pflüken?" „Wohl? sagte Genovefa. Aber nur solche, die recht schön und roth sind." Da strekte er flugs das kleine Händchen aus, und fing an zu pflüken und zu essen. „O wie gütig, sagte er, ist doch der liebe Gott, daß Er uns so gute Sachen schenkt!" „Nun, sagte Genovefa, so dank ihm doch auch!" Der Knabe blikte mit leuchtenden Augen zum schönen, blauen Himmel auf, küßte sein Händchen, warf den Kuß zum Himmel auf, und rief, so laut er konnte: „Lieber Gott! Ich danke für die Erdbeeren!" Dann fagte er zu seiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?" Genovefa drükte ihn an das Herz und sagte lächelnd: „Freilich! Wenn du es aber auch nur gedacht hättest, ohne ein Wort zu sagen, so hätte Er es doch gewußt. Gott sieht und hört und weiß alles."

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen sehen, die der liebe Gott gemacht hat. Doch Genovefa

sagte: „Du mußt nun selbst Acht haben und nachsehen, und mir dann erzählen, was du alles entdekt hast. Sieh, sogleich in dem Schatten dieses hohen Felsen, hier an der Winterseite des Thälchens, wo der Schnee erst vor wenigen Tagen schmolz, stehen schwarze, stechende Dornen. Dieß sind Schlehdornen. Sieh, es sind eine Menge ganz kleiner, grün und weißer Kügelein daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jezt komm! Dort drüben an der Sommerseite des Thälchens sind andere Stauden, mit ganz kleinen Dörnern. Diese nennt man Hazebutten. Auch an diesen sind länglichte Knösplein. Und sieh! Dort oben im Thälchen stehen ein Paar große Bäume — ein Holzapfelbaum und ein Holzbirnbaum. Betrachte sie nur recht! Du siehst noch nichts anders, als daß alle Zweiglein voll, voll großer Knospen sind. Nun gieb alle Tage wohl Acht, was alles damit vorgehen wird, und erzähle mirs dann wieder."

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher, warmer Frühlingsregen, und lokte Blätter und Blüthen hervor. Da kam Schmerzenreich voll Freude gesprungen und rief: „Mutter! die grünen Kügelein an dem Schlehdorn sind jezt lauter kleine, schneeweiße Blümlein! Und der andere Dornstrauch ist voll kleiner, hellgrüner Blättlein! Und auch die Bäume sind voll weißer und rother Blumen. O, das ist eine Freude! O wie gut ist doch Gott! O, komm doch und sieh!" Genovefa gieng hin. „Siehst du! sagte er. Und sieh, der Hagebuttenstrauch hier bekommt gewiß auch noch schöne rothe Blumen. Die sind aber noch nicht ausgemacht. Sieh! das Rothe gukt nur ein klein wenig aus den Knöspchen hervor. Ist der liebe Gott etwa die Nacht nicht mehr damit fertig geworden?" O Kind, sagte Genovefa, das zu machen kostete Gott gar keine Mühe, Er könnte alles in einem Augenblike. Denn Er ist allmächtig." „Aber, fuhr der Knabe fort, sage mir doch, wie kann denn Gott in der finstern Nacht alles so machen?" Genovefa sagte ihm, daß Gott bei Nacht so gut sehe, als bei Tag — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Morgens kam Schmerzenreich voll Freude gesprungen, und rief: „Mutter! Jezt habe ich wieder etwas recht Schönes gefunden. O komm doch und siehe, was es ist!“ Er führte sie an der Hand zu einem Schlehdornbusche und sagte: „Da sieh einmal hinein in den dunkeln Dornbusch! Siehst du nichts?“ „Das ist ein Vogelnestlein, liebes Kind, sagte Genovefa — ein Hänflingsnest. Wie wir eine Höhle haben, so haben die Vögelein Nester. Sieh, das Vögelein sizt darin. Wie freundlich es uns anblikt!“

Jezt fliegt es fort. Betrachte das Nestlein nur — stich dich aber nicht an den Dornen! Sieh, außen ist es von dürren, falben Grashalmen zusammengefügt; innen ist es zierlich mit zarten, bräunlichen Haaren ausgemacht. Sieh nur recht hinein!“ sagte sie, und hob den Knaben in die Höhe. „O das ist schön, sagte er; aber was sind denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?“ „Das sind die Eilein, sagte Genovefa; sieh, wie schön blaßgrün sie sind, und was für schöne rothe Streifchen sie haben!“ „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eilein?“ fragte der Knabe. „Das wirst du schon sehen! antwortete Genovefa. Siehe nur alle Tage fleißig nach — und bei Leibe rühre mir nie eines an!“

Nach ein Paar Tagen besuchte Schmerzenreich an der Hand seiner Mutter das Nestlein wieder. Da waren statt der Eilein schon junge Vögelein darin. „O siehe doch, sagte Genovefa, siehe, wie zart und klein sie sind! Siehe, sie sind noch blind und haben noch keine Federlein! Sie können noch nicht fliegen — und nicht einmal aus dem Nestlein heraushüpfen.“ „Ach die lieben, kleinen, armen, nakten Närrchen! sagte der Knabe. Aber müssen sie denn nicht erfrieren und verhungern?“ „Nein, liebes Kind, sprach Genovefa. Da hat der liebe Gott schon dafür gesorgt. Das Nestlein ist innen weich und dicht mit zarten Haaren ausgefüttert, damit sie lind und warm liegen. Es ist schön rund, daß sie nirgends anstoßen, und sich nicht wehe thun können. Dieses ganz niedliche Nestlein hat das alte Vögelein selbst gemacht.

Nicht wahr, das ist künstlich? Wir, liebes Kind! könnten keines zu Stande bringen. Diese Kunst hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, aus zärtlicher Sorgfalt gegen die jungen, kleinen Vögelein. — Siehe, die grünen, runden Blättlein des Dornstrauches umher, die ihnen jezt, da die Sonne heiß scheint, lieblichen Schatten geben, schüzen sie auch vor Nässe, wenn es regnet. Und in der Nacht, am Morgen und am Abend, wenn es nur ein wenig kühl wird — da kommt das alte Vögelein, und sezt sich mit ausgebreiteten Flügeln sorgsam darauf, damit sie warm zugedekt seien, und es sie nicht friere. — Siehe, auch die stachlichten Dornen rings umher sind nicht umsonst da. Die bösen Raben würden die jungen Vögelein fressen. Die Dornspizen halten sie aber von dem Nestlein ab, und stechen sie, wenn sie den jungen Vögelein etwas zu leid thun wollen. Das alte Vögelein aber, weil es sehr klein ist, schlüpft leicht zwischen den Dornen hindurch, ohne sich zu beschädigen. Siehe, so verkünden uns alle Dinge, sogar die stechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vatersorgfalt Gottes!" —

Indem Genovefa so sprach, kam das alte Vögelein daher geflogen, und sezte sich auf den Rand des Nestleins. Alle jungen Vögelein strekten laut zwitschernd die Köpflein in die Höhe, und sperrten die Schnäbelchen weit auf und das Alte fütterte sie. Schmerzenreich war ganz entzükt. „O das ist schön! sagte er. Das ist recht schön!" und hüpfte vor Freude. — „Siehe, sagte Genovefa, die jungen Vögelein können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Körnlein wären ihnen noch zu hart — da zerbricht das Alte sie zuerst, und läßt sie in seinem Kröpflein zuvor weich werden, und gibt sie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht schön eingerichtet? Siehe, so liebreich sorgt Gott für alle seine Geschöpfe — auch für das kleinste Vögelein. So liebreich sorgt Er auch für uns. — Ja liebes Kind! fuhr sie fort, und blikte ihn weinend an; Er hat bisher für dich gesorgt, und wird noch ferner für dich sorgen!" „Ja, ja, sagte der Knabe, Er hat für mich gesorgt, der gute, liebe Gott. Er hat

ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du hast mich ja viel lieber, als das alte Vögelein seine Jungen. Ohne dich hätte ich längst umkommen müssen!" So sprach er, und fiel der Mutter um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun seiner Mutter alle Tage etwas Neues zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Denn da sie sich nur mit ihm abgab, da er keine Gespielen hatte, die ihn verdorben, und keine kindischen Spielzeuge, die ihn zerstreut hätten: so entwikelte sich sein Verstand immer mehr, er liebte seine Mutter über alles, und jede Schönheit der Werke Gottes machte auf sein schuldloses Herz den tiefsten Eindruk. Jeden Morgen brachte er seiner Mutter die schönsten Blümen, und pflükte die niedlichen Körblein, die sie ihm aus Binsen geflochten hatte, für sie täglich voll der schönsten Erdbeeren und Heidelbeeren, und späterhin voll Himbeeren und Brombeeren. Die rauhe Höhle zierte er mit schöngestreiften Schnekengehäusen und glänzenden Muscheln, mit seltenen Moosen und schimmernden Steinen aus, wovon sie ein nicht unangenehmes, zierliches Aussehen bekam. Täglich erzählte er ihr, wie die kleinen, grünen Kügelein, die aus der Dornschlehenblüthe, und die grünen, eirunden Kügelein, die aus den Hagerosen entstanden waren, immer größer und größer würden, und wie auch die Vögelein immer größer würden und kleine Federlein bekämen — bis endlich der Schlehdorn voll glänzendschwarzer Schlehen, und der Hagedornbusch voll scharlachrother Hagebutten hing, und die Vögelein alle davon geflogen waren.

Als er das erste Mal den hellen, schönen Morgenstern erblikte, als er einmal zwischen den finstern, schwarzen Tannen ein selteneres, schöner-glühendes Abendroth bemerkte, als er den ersten Regenbogen sah: da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte seine Mutter, und sie mußte alles mit ansehen und mit bewundern, und er dankte Gott mit ihr, der so viele herrliche Dinge gemacht hatte. So machte er seiner Mutter tausend Freuden. Genovefa blikte, wenn sie die Freundlichkeit des Knaben sah, oft freudeweinend zum Himmel, und sagte: „O Gott! So kann den ein schuldloses Herz auch in der Wüste

ein Paradies finden, und eine Seele, die Dich liebt und Dich von ganzem Herzen fürchtet und ehrt, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel.“

Die sorgsame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergessen, ihn vor den Giftgewächsen zu warnen, die in der Wildniß umher in fürchterlicher Pracht da standen. Sie zeigte ihm die schwarze, glänzende Wolfskirsche und die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidenbastes, den grünlich braunen Stechapfel, die milchweißen Wurzeln des Schierlings, und den hochrothen, wie mit weißen Perlen besäeten Fliegenschwamm. „Bei Leibe iß nichts davon, sagte sie, und iß auch sonst von nichts, bevor du es mir gezeigt hast. Sonst würdest du sehr, sehr krank werden!“ Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch sorgfältiger vor Ungehorsam, Eigensinn, Naschhaftigkeit und andern Kinderfehlern. „Diese, sagte sie, sind noch weit verderblicher, als die Giftkräuter. Ach die Sünde gleicht gar oft diesen verführerischen rothen Beeren hier, die dem Auge so schön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber den Untergang bringt. Ja, das Böse ist oft selbst scheinbarer und fällt viel schöner in die Augen, als das Gute — wie da der giftige Fliegenschwamm den einfachgrauen, guten, schuldlosen und genießbaren Schwamm zu seiner Seite an Schönheit der Farben weit übertrifft.“

Eilftes Kapitel.

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen schuldlosen Freuden waren für Genovefa und ihren Sohn der lezte Frühling und Sommer verflossen. Jezt ward es Herbst. Die Sonne schien schon matter, und ging täglich später auf und früher unter. Der reine, blaue Himmel war fast beständig von trüben, finstern Wolken verdunkelt. Die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Gesänge der Vögel waren verstummet, und die meisten Vögel aus der Gegend hinweggezogen. Alle Blumen verdorrten und verschwanden, und das

Laub hing bleich und gelb an Bäumen und Sträuchen — und was nicht selbst abfiel, das schüttelten die kalten, brausenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, schwer von Besorgnissen für den Winter, saß Genovefa an dem Eingange der Höhle, und sah mit thränenden Augen in die Verwüstung hinaus. Da sagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt uns den Gott jezt nicht mehr, daß Er uns Alles nimmt, oder geht etwa die Welt jezt gar unter?“ „Nein, mein liebes Kind! sagte Genovefa. Wenn wir fromm und gut sind, so hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erden hier ist alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns ist aber unveränderlich und ewig. — Jezt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber alle Mal der schöne Frühling wieder. Das ist alle Jahre so. Freue dich daher jezt bei Annäherung des Winters schon auf den lieblichen Frühling!“ — „Ach, sezte sie dann für sich selbst lächelnd hinzu, dir, liebes Kind, da du, seitdem du zur Vernunft kamst, den ersten Winter erlebst, ist es nicht übel zu nehmen, daß du kaum glauben kannst, nach dem Winter werde es wieder Frühling. Und ich, deine Mutter, bin wohl unverständiger zu nennen, als du. Ich habe es nun schon aus so langer Erfahrung, daß nach dem Leiden alle Mal Freude folge, und komme immer aufs neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getrost sein, und im Leiden stets der künftigen Freuden gedenken, und fröhlich und sorglos sein, wie du!“

Genovefa war nun täglich beschäftigt, Holzäpfel und Holzbirnen, Buchkerne und Haselnüsse, Dornschleben und Hagebutten, und was sie sonst Genießbares von Früchten fand, für den Winter einzusammeln. Auch eine Menge Wurzeln grub sie aus — und Schmerzenreich half ihr dabei getreulich. Heu für die Hirschkuh aufzubewahren, darauf war sie schon früher bedacht. Eine größere Sorge als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das sie nun schon so viele Jahre, Tag und Nacht, anhatte, war bereits ganz abgenuzt und zerrissen. Weinend saß sie am Eingange der Höhle, und suchte die sich ablösenden Stüke ihres Gewan-

des mit zähen Grashalmen und Dornspizen aneinander zu befestigen. Aber es wollte nichts mehr halten. „Ach, seufzte sie stille bei sich selbst, was gäbe ich jezt um eine Nadel und einige Trümchen Faden. Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menschen, die gesellig zusammen leben, und es fällt manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken.“

Schmerzenreich, der ihre stille Wehmuth bemerkte, sagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir sagtest, da ich dich einstens fragte, warum unserer Hirschkuh die Haare ausgehen? Du sagtest: Gott schenke ihr für jeden Sommer ein röthlich-braunes, dünneres, leichteres Kleid, und dann wieder ein neues, grauliches, wärmeres Kleid für den Winter. Darum sei fröhlich! Gott schenkt dir gewiß auch eines. Oder meinst du denn, du seiest Ihm nicht lieber, als unsere Hirschkuh?“ Genovefa umarmte den Knaben lächelnd, und sagte: „Du hast recht, liebes Kind! Ich will ruhig sein. Gott wird für uns sorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, der wird auch mich kleiden!“

Nach ein Paar Tagen befahl sie dem Knaben, sich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen starken Baumast in die Hand, hing eine ausgehöhlte Kürbisflasche mit Milch an die Seite, und ging weit in der Wildniß umher, um noch mehr Bäume aufzusuchen, deren Früchte zu genießen wären. An dem Abhange eines hohen Berges, den sie ersteigen wollte, sezte sie sich nieder, um auszuruhen, und sich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf, und trug ein Schaaf in dem Rachen. Er stand still, und sah Genovefen mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovefa erschrak, daß sie zitterte. Schnell besann sie sich aber, ergriff den Ast, der neben ihr lag, sprang auf den Wolf zu, und versezte ihm aus allen Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das arme Thier aus seinem Rachen zu retten. Der Wolf ließ das Schaaf fallen, purzelte betäubt und unter und über sich eine Streke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovefa kniete bei dem Schaafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flasche in

den Mund, und versuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen sei; allein es war ganz todt.

Der Anblik des armen Thieres erwekte in Genovefens Herz mancherlei wehmüthige Empfindungen. „Ach, du gutes Thier! sagte sie. Du bist also aus jenen freundlichen Gegenden, wo ich zu Hause bin! Ach, schon lange habe ich nichts mehr von daher gesehen und gehört! Ach, daß du noch lebtest! Wie wollte ich dich nähren und pflegen! Wie würde mein Schmerzenreich sich über dich freuen! Vielleicht bist du gar von den vielen Heerden meines Gemahls — und von meinen Heerden! — Ach Gott! rief sie jezt laut aus; ja, du bist davon! Du trägst da unser Zeichen! Ach wenn du nur lebtest und menschliche Sprache verständest, daß ich dich fragen könnte: Ist er wohl zurük gekommen aus dem Kriege, mein Gemahl? Denkt er noch an seine Genovefa? Zürnt er noch über mich, oder hat er meine Unschuld erkannt? Ach, er lebt im Ueberflusse, — und ich schmachte hier in Mangel und Elend!“

Plözlich hielt sie jezt inne. Es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß nicht weit von meiner lieben Heimath sein; sonst könnte dieses Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurükkehrte.“ Es regte sich in ihrem Herzen die heißeste Begierde nach ihrer Heimath; und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie: „Nein! Ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein schwerer Eid. Ich könnte freilich sagen, daß ihn mir bloß die Todesangst ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieses Wagestük nicht vielleicht gar zwei wakern Männern, die mir das Leben schenkten, den Tod bringen würde. Nein, nein! Ich bleibe hier, so lange es Gott will. Will Er mich aus dieser Wildniß befreien, so wird Er schon einmal die Tritte eines mitleidigen Menschen hieher lenken! Es ist ja doch besser, alles Elend dulden, als sein Gewissen verlezen!“

Sie suchte nun unten an dem Bache, der an dem Berge vorbei floß, eine scharfe Muschel, und zog damit dem Schaafe das dichte, wollige Fell aus. Hierauf wusch

sie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, troknete es an der Sonne, und kleidete sich sogleich darein. So kam sie erst spät am Abende wieder in dem Thälchen bei der Höhle an.

Schmerzenreich kam ihr schon von weitem entgegen gesprungen, und rief: „O Mutter, kommst du doch einmal! Ach mir war es so angst um dich! Wo bliebst du doch so lange?“ Allein plözlich blieb er stehen, und stuzte. Das Pelzkleid und die einbrechende Dämmerung machten, daß er seine Mutter nicht mehr kannte. Er lief eilends zurük, um sich in der Höhle zu verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind! Ich bin es!“ — Das kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So bist du es dennoch! O, wie freue ich mich! Aber sage nur, was du da anhast? Du bist ja jezt beinahe eben so gekleidet, wie ich! Wie bist du doch zu dem Kleide gekommen?“ „Der liebe Gott hat es mir geschenkt!“ sagte Genovefa. „Nicht wahr, liebe Mutter, rief jezt Schmerzenreich, und hüpfte vor Freuden auf. Ich habe es dir ja gesagt, Gott werde dir ein neues, wärmeres Kleid für den Winter schenken.“ Er fühlte es an, und sagte: „Wie schön zart und kraus es ist, und wie schön weiß! Gerade wie die zarten, krausen, weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man sieht schon, daß es eine Himmelsgabe ist.“ Sie gingen nun beide in die Höhle; und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbisschaale voll Milch, und ein Binsenkörblein voll Früchte, und Genovefa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie sie zu dem Wollenkleide gekommen sei. —

Der rauhe Winter schloß nun Genovefa und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an besonders heitern Wintertagen gingen sie ein wenig in dem Thälchen umher. „Siehe, lieber Sohn! sagte Genovefa dann, auch im Winter erbliken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jezt alles so lichthell, rein und weiß ist! Alle Bäume und Gesträuche sind über und über voll schimmernden Duftes, als stünden sie alle in voller Blüthe. Siehe, wie der Schnee, da, wo die Sonne darauf scheint, mit so

wunderschönen, roth und blau und grün schimmernden Funken bestreut ist! Obgleich alle Laubbäume entblättert sind, so ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die Thiere des Waldes darunter ihre Zuflucht fänden. Die rauhen Wachholdersträuche tragen auch im Winter frische, blaue Beeren, damit die Waldvögelein ihre Nahrung finden. Unsere Quelle gefrieret nie, damit sie trinken können — und immer wachsen frische, grüne Kräuter darin, mit denen sich manches Thierlein erhält! So besorgt für seine Geschöpfe, so freundlich und gütig zeigt sich Gott auch zur rauhen Jahrszeit." Wenn es recht stürmte und wehte, streute Schmerzenreich allerlei gesammelte Saamenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann das Rothkelchen, die muntere Kohlmeise und die niedlichen kleinen Blaumeisen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pikten sie weg. Auch von dem gesammelten Heu streute er immer einiges vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Hasen wurden dadurch herbeigelokt, und die Häschen wurden zulezt so zahm, daß sie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen, und die Rehböklein wurden so vertraut, daß sie ihn mit sich scherzen ließen, und mit ihm in die Wette sprangen.

So hatte Genovefa den Winter über manche Freude. Sie hatte aber auch viele Leiden. Schmerzenreich schlief immer sehr bald ein, und wachte die ganze Nacht auch nicht ein einziges Mal auf. Da saß sie denn in der finstern Höhle viele Stunden so einsam und schlaflos da! „Ach, seufzte sie oft, wenn ich jezt nur ein kleines Oellämpelein hätte, das diese finstere Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat Gottes wäre dieß! Und wenn ich dann erst ein gutes Buch, oder Flachs und eine Spindel hätte, wie glüklich wollte ich mich schäzen! Die geringste meiner Mägde, und das ärmste Mädchen in meiner Grafschaft haben es jezt besser als ich! Diese sizen jezt in der warmen Stube, spinnen bei ihrem Oellichtlein, und unter frohen Gesprächen verschwinden ihnen die Stunden!" Dann wandte sie aber ihr Herz wieder zu Gott und sagte: „O wie gut ist es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich ja jezt gar Niemand, mit dem ich re=

den könnte. Ohne Dich wäre ich in dieser Höhle vor langer Weile und Trostlosigkeit schon längst gestorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährst Du uns reichlichen Trost!"

Zwölftes Kapitel.

Genovefa wird in der Wildniß krank.

Wie den verflossenen Sommer und Winter, so brachte Genovefa mit ihrem Sohne mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu, und hatte jezt bereits den siebenten Winter erlebt. Die vorigen Winter waren nie sehr kalt. Allein dieser siebente Winter ihres Aufenthalts in der Wüste war für sie sehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedekte Berg und Thal, und die stärksten Aeste der Eichen und Buchen brachen unter seiner Last. So gut Genovefa auch den Eingang der Höhle gegen den eindringenden Schnee verwahrte, so trieben die wüthenden, grimmig kalten Winde doch immer eine Menge desselben in die Höhle herein. So tief sie sich gegen den Frost in das reichliche Moos ihres Lagers zu verbergen suchte, so wurde doch alles Moos von dem hereingewehten Schnee durchnäßt und verkältet. Der Eingang der Höhle, und die schüzenden Tannenäste waren immer schneeweiß von Duft, und die Wände der Höhle, gleich gefrornen Fensterscheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirschkuh war nicht mehr vermögend, die schrekliche Kälte hinreichend zu mildern. Die Füchse bellten vor Frost, und zu Nacht hallte das Geheul der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin. Genovefa schloß ganze Nächte hindurch kein Aug vor Frost, und die Furcht neben ihrem Sohne von den Wölfen zerrissen zu werden, machte sie oft zittern. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speisen und harten Lebensart gewohnt war, befand sich troz der Kälte wohl. Aber Genovefa, die zarte, herzogliche Prinzessin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in diesem kalten Felsengewölbe nicht mehr aushalten. „O, sprach sie oft

weinend, und ihre herabfallenden Thränen wurden zu Eis, o ein ein einziges Fünklein Feuer — was wäre dieß für ein Himmelsgeschenk für mich! So aber werde ich noch in der Mitte des Holzes erfrieren müssen. Doch, Herr, Dein Wille geschehe!" — Ihr holdes, freundliches Gesicht ward ganz verändert. Das sanfte, blasse Roth ihrer Wangen verschwand, und sie ward todtenbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz und sanken in die Augenhöhlen zurük. Sie ward sehr hager — und recht ein Anblik des Jammers.

„O liebste Mutter, sagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, wie siehst du doch aus! Ich kenne dich ja fast nicht mehr. O Gott! Was ist doch das?"

„Liebes Kind, sprach Genovefa, ich bin sehr krank! ich werde wohl sterben!"

„Sterben, sagte der Kleine. Was ist denn das? Da habe ich ja in meinem Leben noch nichts davon gehört!"

„Ich werde einschlafen, sprach Genovefa mit schwacher Stimme — und nicht mehr aufwachen. Nie mehr sieht dann mein Auge in die Sonne, und mein Ohr hört dann deine Stimme nicht mehr. Dieser Leib wird dann kalt und starr am Boden ausgestrekt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zur Erde!"

Da fiel der Knabe ihr lautweinend um den Hals, und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter, stirb doch nicht! Ich bitte dich, stirb nicht!"

Genovefa sagte: „Weine nicht, liebstes Kind! Es steht nicht bei mir, ob ich sterben will, oder nicht. Gott will es nun einmal so haben!" — — —

„Gott! rief der Knabe ganz verwundert. Aber du hast mir ja immer gesagt, Gott sei so gut. Wie kann Er denn nun das geschehen lassen? Sieh, ich könnte ja kein Vöglein umbringen — vielweniger dich!"

Genovefa antwortete: „Du hast Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen lassen, noch tödten könntest: so kann Gott dieses noch viel weniger. Er, der ewig lebt, giebt auch uns ewiges Leben. Doch muß ich

dir erst dieses erklären. Weißt du noch, lieber Sohn! wie ich mein altes Kleid auszog und wegwarf, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein besseres schenkte? Sieh! so werde ich auch diesen Leib ausziehen und weglegen. Er wird vermodern, wie jenes alte Gewand. Ich selbst aber komme zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Der wird mich dann auch statt dieses Leibes mit einem schönern, herrlichern Leibe bekleiden. O dort im Himmel — dort werde ich es gut haben! Dort werde ich nicht mehr vor Frost zittern, und nicht mehr krank sein. Dort weine und seufze ich ewig nicht mehr, und habe statt des Leidens lauter Freude. Wie der Frühling schöner ist als der Winter, so ist der Himmel schöner als die Erde. Ja, der schönste, heiterste Frühling ist gegen die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur eine rauhe, finstere Mitternacht. Wer gut und fromm ist, der kommt einmal dahin."

„Mutter, sagte Schmerzenreich, ich will mit dir! Ich mag nicht allein unter den wilden Thieren bleiben. Denn die antworten nicht, wenn ich auch mit ihnen rede. Ich will auch sterben, und dieses Kleid von Fleisch auch ausziehen."

„Nein, lieber Sohn! sagte Genovefa. Du mußt noch länger auf Erden bleiben. Einstens kommst du, wenn du anders fromm leben wirst, gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt auch einmal sterben. — Jetzt aber höre, was ich dir weiter sagen werde! Wenn ich nichts mehr rede, wenn mein Athem still steht, wenn meine Augen erloschen, mein Mund erblaßt, meine Hand starr und kalt sein wird: so bleibe noch drei Tage hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt bin, und der widrige Verwesungsgeruch diese Höhle erfüllen wird, so gehe aus dieser Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht. Da wirst du nach einem oder zwei Tagen an das Ende dieses Waldes kommen, und eine große schöne Ebene vor dir sehen, in der viele tausend Menschen wohnen."

„Viele tausend Menschen! rief Schmerzenreich voll Erstaunen. Ach, ich glaube immer, wir zwei seien allein

auf der Welt. Aber warum hast du mir denn dieses nicht schon längst gesagt? O wenn du nur gehen könntest — da gingen wir sogleich zu ihnen."

„Ach, mein Kind! sagte Genovefa. Diese Menschen haben uns eben in diese Wildniß zu den Thieren des Waldes hinausgestoßen! Sie wollten mich und dich umbringen!"

„So mag ich nicht zu ihnen! sagte der Knabe. Ich habe gemeint, sie seien so gut wie du, Mutter. Aber müssen diese Menschen denn auch sterben?"

„Freilich, sagte Genovefa, alle Menschen müssen sterben."

„O so werden sie das nicht wissen, wie ich es bisher nicht wußte, sagte der Knabe. Ja, nun will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle sterben! Bessert euch, sonst kommt ihr nicht in den Himmel! Wenn sie es nur mir glauben!"

„O Kind, sagte Genovefa, das wissen sie längst! Aber deßhalb bessern sie sich doch nicht. Sie leben im Ueberflusse. Die Erde bringt ihnen die allerschönsten Früchte hervor, dergleichen man in dieser Wildniß gar keine sieht. Sie haben die besten Speisen und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bei den Vornehmen oft noch mit so kostbaren Sachen besezt sind, die gleich den Sternen funkeln. Ihre Wohnungen sind so prächtig, daß ich es dir gar nicht beschreiben kann. Auch im Winter haben sie die Sonne gleichsam in ihrer Wohnung — es frieret sie gar nicht, und auch zu Nacht wissen sie ihre Wohnung fast so helle zu machen, als am Tage. Die meisten aber danken Gott nicht einmal für alle diese Wohlthaten, und mögen gar nicht an ihn denken, und hassen und plagen und quälen einander oft, so arg sie nur können. Alle Tage fast sterben einige aus ihrer Mitte hinweg. Aber die Andern kehren sich gar nicht daran, und leben so fort, als wenn sie ewig auf dieser Erde zu leben hätten."

„Nun mag ich gar nicht zu ihnen! sagte Schmerzenreich. Da sind diese Menschen nicht nur so böse, wie der Wolf, sondern auch noch dümmer als unsere Hirschkuh da,

die von allem, was wir reden, nichts versteht. Ich will nichts von den Speisen dieser Menschen, und lieber mit den Thieren essen. Die leben — den einzigen grimmigen Wolf ausgenommen — doch friedlich unter einander, und nähren sich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bei den Thieren und gehe nicht zu den Menschen.“

„Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind! sagte Genovefa. Sie werden dir nichts zu leid thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von deinem Vater im Himmel gesagt. Nun muß ich dir aber noch sagen, daß du auch einen Vater auf Erden hast, wie du eine Mutter auf Erden hast!“

„Einen Vater auf Erden, sagte der Knabe freudig, den man so wie dich sehen, und so, wie ich jezt dich, bei der Hand nehmen kann, der nicht unsichtbar ist, wie der Vater im Himmel?“

„Ja, liebes Kind! sagte die Mutter, du wirst ihn sehen und mit ihm reden!“

„Ihn sehen und mit ihm reden! rief der Knabe, und seine Augen funkelten von Freundlichkeit. Aber, fuhr er bedenklich fort, warum kommt er dann nicht zu uns, und warum läßt er uns so allein in dieser Wildniß? Er wird doch nicht auch einer von den bösen Menschen sein?“

„Nein, liebes Kind! sagte Genovefa. Er ist ein guter Mensch. Er weiß es nicht, daß wir hier in dieser Wüste sind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meint, wir seien beide umgebracht worden. Er meint, ich sei die gottloseste Mutter, die es nur auf Erden geben kann. Die Menschen logen ihm das so vor.“

„Was ist denn das, sie logen? unterbrach sie der Kleine. Das versteh ich nicht.“

„Das ist, sprach die Mutter, wenn man anders redet, als man denkt. Die Menschen sagen zum Beispiel zu einander, daß sie einander recht lieb haben — und mögen einander doch nicht ausstehen. Das heißt man denn lügen.“

„Ja, kann man denn das? sagte der Kleine. Das wäre mir nie eingefallen. O die Menschen, die Menschen — rief er, und schüttelte das lockichte Köpfchen — sind doch seltsame Geschöpfe!“

„Nun, sprach Genovefa, dein Vater wurde auch so belogen.“ Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geschichte, was er verstehen konnte, und fuhr dann weiter fort: „Sieh, diesen goldenen Ring hier an meinem Finger! Diesen habe ich von deinem Vater.“

„Von meinem Vater! rief der Knabe freudig. O so laß mich den Ring doch einmal recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich schon viele schöne Sachen gesehen — Sonne und Mond, Sterne und Blumen — aber von meinem Vater auf Erden habe ich ja in meinem Leben noch nichts gesehen!“

Genovefa nahm den Ring vom Finger, und gab ihn dem Knaben. „O der ist schön! sagte Schmerzenreich. Hat mein Vater mehr solche schöne Sachen, und schenkt er mir auch etwas davon?“

„Wohl, liebes Kind! sagte Genovefa, und stekte den Ring wieder an. Wenn ich todt sein werde, dann nimm diesen von meinem Finger. Denn eher will ich ihn nicht ablegen, sondern bis in den Tod hier aufbewahren — so wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod aufbewahrte. „O gewiß! Meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an diesem Ringe, und meine Treue ist ewig, wie dieser runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet — das Sinnbild der Ewigkeit! — Wenn du dann zu den Menschen kommen wirst, so frage nach dem Grafen Siegfried. Denn so heißt dein Vater. Bitte die Menschen, dich zu ihm zu führen; sage aber keinem, wer du seiest, woher du kommst, oder warum du zu dem Grafen wollest. Auch den Ring laß bei Leibe Niemanden sehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, stehen wirst, so gieb ihm den Ring, und sage zu ihm: Vater! diesen Ring schikt dir meine Mutter, zum Zeichen, daß ich dein Sohn sei. Vor einigen Tagen ist sie gestorben. Sie grüßt dich noch einmal — und läßt dir durch mich sagen, daß sie unschuldig war, und daß sie dir verzeihe. Im Himmel hofft sie dich wieder zu sehen, da es auf dieser Welt nun einmal nicht mehr hat sein können. Du sollst fromm leben — und getrost sein, und nicht um sie weinen, und für mich sorgen!“ Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind!

ich sei unschuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt, und darauf sei ich gestorben! Sage ihm doch das recht gewiß! Sage ihm auch, daß ich ihn in der Stunde des Todes noch so lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähle ihm dann auch, wie ich hier lebte und starb! — Ich laß ihn auch bitten, meinen entseelten Leichnam aus dieser Höhle hier abholen, und in die Gruft seiner Voraltern begraben zu lassen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menschen für eine Verbrecherin und für ehrlos halten."

Und dann muß ich dir noch Eins sagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erden hast, so habe ich auch Vater und Mutter. Ach Gott! Ich weiß aber nicht, ob sie den Jammer, den ich ihnen unschuldig verursachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn sie aber noch am Leben sind — o, so bitte deinen Vater, dich sogleich zu ihnen zu bringen! O, sie werden eine große Freude haben, wenn sie dich, ihren lieben Enkel, erbliken, und über diese Freude alles das Elend von sieben langen Jahren vergessen. Denn ach! — fuhr sie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus — ach, du mein guter Vater! Du hast gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! Du hast gewiß um deine Genovefa viel geweint! Ach meine liebste Eltern! Euer Angesicht hätte ich doch noch einmal sehen mögen, bevor ich sterbe. O, ihr sehnet euch gewiß auch, mich noch einmal zu sehen, wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe! Aber ach! ihr meinet, mein Leichnam sei in irgend einem abgelegenen Ort in der Wildniß schon lange verweset. O, was ist es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels und des Wiedersehens im Himmel. Ohne diesen Trost wäre der Jammer auf Erden doch zu groß, und wir arme Menschen müßten verzweifeln! — Du weinest, liebes Kind! Vergieb, daß ich dir das Herz so schwer mache. Sieh, obgleich du jezt mich, deine Mutter, verlierst, so wird dir Gott ja statt meiner einen guten Vater schenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird dich gewiß recht lieb haben, und dich küssen, und dich auf seine Arme und auf seinen Schooß

nehmen, und dich an sein Herz drüken, und dich seinen Sohn nennen, und dich Vieles von mir fragen, und vor Leid und Freud weinen, wenn er dich, sein liebes Kind, so ansieht!" — —

Genovefa konnte vor Weinen selbst nicht mehr reden, und sank entkräftet zurük auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schwäche kein Wort mehr vorbringen.

Dreizehntes Kapitel.

Genovefa bereitet sich zum Tode.

Die schrekliche Kälte des Winters ließ nach, es wehte eine laue, milde Luft, die Sonne schien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und ihre holden Strahlen waren schon merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle schmolzen und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovefas Krankheit wurde es aber täglich schlimmer, und sie sah nichts vor Augen, als den nahen Tod. Sie nahm das Kreuz von der Wand neben ihrem Bette herunter, und schikte sich zum Sterben an.

„Ach, sprach sie, mir ist zwar der Trost versagt, einen Priester an meinem Sterbelager zu sehen, der mir Muth einspräche, und mir das Brod des Lebens reichte zur Stärkung auf die große Reise in die Ewigkeit! Aber Du, o Herr, Du ewiger Hoherpriester, Du bist ja selbst bei mir! Du bist Allen, die eines zerschlagenen und gebeugten Geistes sind, innigst nahe! Jedes Menschenherz, das da leidet und sich nach Dir sehnt, willst Du heimsuchen und erquiken! Du sagst es ja selbst: Siehe, Ich stehe vor der Thür und klopfe an! So Jemand Meine Stimme hören wird, und mir die Thüre aufthut, zu dem will Ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit Mir." So sprach sie, und betete dann lange stille mit festgefalteten Händen und niedergesenkten Augen.

Schmerzenreich saß den ganzen Tag — und die lange Winternacht ohne Licht — beständig neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr essen noch trinken. Er that ihr alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Liebe. Er nahm seine beiden Händchen voll Moos und troknete, so weit seine kleinen Aermchen hinaufreichten, die nassen Wände der Höhle ab, damit das Wasser nicht auf seine kranke Mutter herabtröpfelte. Er sammelte an den Felsen und den Bäumen umher troknes Moos, um ihr statt des feuchten Lagers ein besseres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbisschaale voll frisches Wasser von der Quelle, und sagte: „Willst du nicht trinken, liebste Mutter! Es ist dir ja so heiß, und deine Lippen sind ganz troken.“ Bald brachte er ihr eine Kürbisschaale voll lautere Milch, und sagte: „Trink doch, liebe Mutter! Sie ist recht gut, und ich habe sie eben erst gemolken.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals und sagte schluchzend: „O Mutter! Liebste Mutter! O, wenn ich nur statt deiner krank sein, oder für dich sterben könnte!“

Eines Morgens hatte sie ein Paar Stunden recht sanft und süß geschlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und gestärkter. Das kleine, hölzerne Kreuz, das sie immer in der Hand hielt, war ihr im Schlafe entfallen. Sie suchte es — und Schmerzenreich, der sogleich merkte, was sie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter, fing er darauf an, was thust du doch immer mit diesem Holze in der Hand?“

„Liebes Kind, sprach sie, ich glaubte länger zu leben, sonst hätte ich dir dieses schon früher gesagt. Allein ich sehe jezt wohl, daß man nichts Gutes aufschieben soll. — Ich habe dir zwar davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in allem gleiche. Aber, was dieser sein Sohn alles für uns gethan hat, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du würdest gar vieles nicht verstanden haben, weil du bisher, von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufwuchsest. Jezt, da du einmal weißt, daß es mehrere Menschen auf Erden gebe, und wie diese Menschen be-

schaffen seien, da du gehört hast, und es zum Theil schon an mir sehen kannst, was sterben sei — will ich versuchen, dir das Wichtigste von der Geschichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirst du auch einsehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerksam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!"

„Sieh! den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menschen so gar böse, und daß sie deßhalb so elend sind, und daß Er sie deßhalb nach ihrem Tode gar nicht in den Himmel hinein lassen könnte. Da schikte Er denn seinen lieben Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der sollte sich ihrer annehmen, daß sie sich doch bessern möchten! Sein heiliger Name ist Jesus Christus."

„Dieser sein lieber Sohn war so mächtig und liebreich, wie der Vater selbst. Als er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit seiner lieben Mutter auch in einer solchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie diese hier. Da Er groß gewachsen war, wohl etwas größer als ich, da lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel schreklicher war, als diese hier. Er betete da beständig, damit das, was Er den Menschen sagen und zu ihrem Heil thun wollte, doch nicht vergebens sein möchte!"

„Darauf ging Er zu den Menschen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschikt habe, und daß der Vater im Himmel so gut sei und sie so lieb habe, und daß alle Menschen Kinder dieses guten Vaters seien, und daß sie deßhalb auch recht gut sein, und diesen guten Vater und einander recht lieb haben sollten. Wer Ihm, dem Sohne, Gehör gebe, sagte Er, und sich bessere, der komme einst auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freude haben. Wer Ihm aber kein Gehör gebe, und Ihm nicht folge, der komme einst nicht in den Himmel, sondern an einen sehr fürchterlichen Ort."

„Allein die Menschen wollten es dem Sohne nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel sei,

und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschikt habe. Da zeigte Er ihnen augenscheinlich, daß Er so mächtig sei, wie sein Vater."

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beispiel einmal so krank, wie ich, und hatte ein eben so böses Fieber. Kein Mensch konnte ihr helfen. Er aber nahm sie nur bei der Hand — wie ich dich jezt bei der Hand nehme — und den Augenblik war sie wieder gesund, und sah wieder so schön und roth aus, wie zuvor."

„Ein anderes Mal war ein Sohn — etwas größer, als du — gar gestorben. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, wie du mein einziger bist. O, wie da die Mutter um ihn weinte, das kannst du dir denken! Aber der Sohn Gottes sagte freundlich zu der Mutter: Weine nicht! Und zu dem todten Leibe sagte Er: Steh auf! — und da ward er gleich wieder lebendig, und stand auf. Und der Sohn Gottes führte ihn nun zu seiner Mutter hin — und sie freute sich unbeschreiblich."

„Allein die Menschen glaubten es Ihm doch nicht, das Er der Sohn Gottes sei, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geschikt hatte. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer sagte, sie seien böse, und sie sollen gut werden. Da machten sie denn ein großes Holz zusammen, gerade so, wie das kleine, das ich hier in der Hand habe — man nennt es ein Kreuz — und dann bohrten sie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter sind — durch seine Hände und Füße, und hefteten ihn so mit ausgestrekten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut heraus, und Er mußte sterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und spotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menschen ein Leid gethan, und es mit allen so gut gemeint, und allen geholfen, die sich von Ihm wollten helfen lassen!" — —

„O, die bösen, bösen, abscheulichen Menschen! rief Schmerzenreich. Aber litt denn das der Vater im Himmel, und schlug Er nicht mit seinen Blizen darein? Ich an seiner Stelle hätte alle todt geschlagen!"

„Liebes Kind, sagte die Mutter, der Sohn betete für sie zu dem Vater. Vater! sprach Er, verzeih es ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun! Ja, Er starb eben aus Liebe zu den Menschen — aus Liebe zu allen Menschen, auch aus Liebe zu diesen bösen. Es war dieß so nothwendig, liebes Kind! Sonst hätte kein Mensch in den Himmel kommen können — du und ich nicht. Auch aus Liebe zu uns beiden gab Er das Leben hin!"

Der gute Knabe saß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen liefen ihm über seine rothen Wangen herab. Denn da er dieses alles das erste Mal hörte, so rührte es ihn unbeschreiblich. „O der gute, gute Gottessohn! sagte er, und wischte sich mit dem Rehfellchen, das er anhatte, die Thränen ab. Ist Er aber jezt auch in den Himmel?"

„Ja, liebes Kind! sagte die Mutter. Sein Leib lag nun wohl todt da. Man legte ihn in eine Felsenhöhle, die auch ungefähr dieser hier glich, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felsenstük vor den Eingang der Höhle. Aber denk nur, ehe drei Tage vergingen, da kam er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menschen waren doch nicht so böse, wie die übrigen. Sie hatten Ihm Gehör gegeben, und sich gebessert. Diese hatten Ihn sehr lieb gehabt, und viel über seinen Tod geweint. Zu diesen ging Er nun hin. O, da hatten sie eine große Freude, daß sie Ihn wieder sahen. Er sagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu seinem Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber sehr traurig. Allein Er sagte: Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht schwer werden! Seht, droben, wo mein Vater wohnt, ist es Raum genug für euch. Ich gehe jezt nur hin und bereite euch indessen einen Plaz. Thut nur, was Ich euch gesagt habe — dann kommt ihr einst alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wiedersehen, und dann wird eure Freude vollkommen sein, und niemand wird sie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erden noch werde Ich — ob ihr mich gleich nicht sehen werdet — dennoch unsichtbar immer nahe bei euch sein, bis an das Ende der Welt.

Er segnete sie nun noch, und schwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis ihn endlich eine goldene Wolke ihren Bliken verbarg."

„O, das muß schön gewesen sein! sagte der Knabe. Aber weiß Er jezt auch noch etwas von uns? Weiß Er, daß wir hier in dieser Wildniß leben, und werden wir Ihn in dem Himmel einst auch sehen?"

„Freilich! sagte die Mutter. Er sieht uns überall, und wo wir nur sind, da ist Er bei uns, und liebt uns, und giebt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden können. Denn sieh, liebes Kind! Du bist nun wohl ein guter Knabe, und hast mir schon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut bist du noch lange nicht. Das kannst du, wenn du nur ein wenig Acht geben willst, alle Augenblike an dir merken. Sieh, du hättest wohl nicht so für die Menschen gebeten, wie der Sohn Gottes, wenn sie dich umgebracht hätten. Du hast ja den Augenblik erst gesagt: Du würdest alle todtgeschlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hättest. Da siehst du nun schon, daß du noch lange nicht so gut bist, und noch lange keine solche Liebe hast, wie der Sohn Gottes. Und so gut und so liebevoll, wie Er, müssen wir werden, wenn wir seinem himmlischen Vater und Ihm gefallen und einst in den Himmel kommen wollen. Und dazu, daß wir so gut und liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Deßwegen kam Er in die Welt, und starb für uns am Kreuze."

„Und nun, lieber Schmerzenreich, begreifst du wohl, warum ich dieses kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns an die Liebe Deßjenigen, der für uns am Kreuze litt und starb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man daher auch ein Kreuz nennet — so in den Himmel kommen müssen. Und deßhalb ist uns dieses einfache Zeichen so lieb und werth!"

„Ach, liebstes Kind! fuhr sie fort, und blikte ihn mit weinenden Augen an. Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieses arme Holz. Aber

wenn ich nun todt sein werde, so nimm du es aus meinen kalten, erstarrten Händen, und bewahre es auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einst groß und reich sein wirst, dieß arme Andenken deiner Mutter an dem besten Ort deiner künftigen, prächtigen Wohnung aufzustellen! Denke, so oft du es erblikest, an Denjenigen, der einst aus Liebe zu dir an einem Kreuze starb — und an deine Mutter, die mit diesem Kreuze in der Hand jezt stirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu sein, und rein und schuldlos zu leben, und die Menschen zu lieben, und ihnen Gutes zu thun, und selbst das Leben für sie geben, wenn ihnen damit gedient ist — und solltest du auch voraussehen, daß sie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beim Anblik dieses Kreuzes dir dieß alles nicht nur vornimmst, sondern es auch thust — dann ist dieses arme Erbtheil von deiner Mutter mehr werth, als die ganze, große, reiche Erbschaft, die du von deinem Vater zu erwarten hast!"

Von dem längern Reden war Genovefa so schwach geworden, daß sie nun wieder lange ruhen und schweigen mußte.

„Ach! fing sie nach einer Zeit wieder an, wenn du nur glüklich zu deinem Vater kommst; denn der Weg dahin, durch die schauerliche Wüste, durch den diken, undurchdringlichen Wald, über steile Felsen und tiefe Abgründe, ist für dich, armes schwaches Kind, freilich hart und weit und gefährlich! Aber Gott wird dir schon durchhelfen, daß du bei deinem Vater, den Er dir hier auf Erden gab, glüklich ankommst — wie Er ja uns Allen durch die weit gefahrvollere Wüste der Welt durchhelfen muß, damit wir einst bei Ihm selbst, dem wahren und einzigen Vater unser Aller, unserm Vater im Himmel, glüklich anlangen, und sein Angesicht sehen! — Vergiß auch nicht, ein Paar Kürbisflaschen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Weges nicht verschmachtest. Nimm auch den Baumast dort zu dir, dich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! Du bist freilich schwach. Allein Gott, unter dessen Schuz

ich, als ein schwaches Weib, den grimmigen Wolf besiegte, wird auch dein Schuz gegen wilde Thiere sein. Wer Ihm vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Nattern — und zertritt Löwen und Drachen unter sich."

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche sehr überhand. Sie athmete so hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte sie alle ihre Kräfte zusammen, sezte sich in ihrem Lager von Moos auf, blikte den Knaben, der neben ihr saß, ernst und wehmüthig an, und sagte mit einer seltsam bewegten, feierlichen Stimme, über die der Knabe erschrak: „Schmerzenreich! Knie nieder, daß ich dich noch segne, wie meine Mutter mich auch noch gesegnet hat, ehe ich von ihr schied! Ich glaube, mein Ende ist nicht mehr ferne!" Der arme Knabe kniete schluchzend nieder, neigte sein wehmüthiges Gesichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen, zitternden Händchen andächtig empor. Genovefa legte ihre Hand auf sein lokichtes Haupt, und sagte mit tief gerührter Stimme: „Gott segne dich, mein Sohn, und Jesus Christus sei mit dir, und sein Geist leite und regiere dich, damit du ein guter Mensch werdest, und nie — nie etwas Böses thuest, und ich dich im Himmel dereinst wieder sehen möge!" Sie bezeichnete ihn nun noch mit dem Kreuze, und schlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und sagte noch einmal: „O Schmerzenreich, wenn du jezt zu den Menschen kommst, und ihre bösen Beispiele siehest, so werde mir doch nicht bös! Und wenn du einst in Glanz und Reichthum leben wirst, so vergiß deiner armen Mutter nicht! Ach, wenn du dieser meiner Liebe zu dir — und dieser meiner Mutterthränen — und meiner lezten Worte — der Worte deiner sterbenden Mutter — je vergessen und böse werden könntest: o, so würdest du in jener Welt ewig von mir getrennet werden! O Schmerzenreich, bleibe gut!"

Sie konnte nicht weiter reden — sank zurük auf ihr Krankenlager — schloß die Augen — und Schmerzenreich wußte nicht, ob sie nur schlummere oder wirklich todt seie! — Er kniete weinend und schluchzend ne-

ben ihr, und betete immer: „O Gott, laß sie nicht sterben! O Jesus Christus, weke Du sie wieder auf!“ — — —

Vierzehntes Kapitel.

Grafen Siegfrieds Trauer um seine Gemahlin Genovefa.

Graf Siegfried lag damals, als er auf Golos Anklage in der ersten Aufwallung des Zornes das unglükliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnet und abgesandt hatte, in seinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank darnieder. Sein alter Kriegsgefährte und Stallmeister, Wolf mit Namen, war eben viele Meilen weit vom Lager entfernt, und hielt mit seinen Reitern einen engen Gebirgspaß besezt. Als er abgelöset wurde, zurük kam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um sich nach dem Wohl seines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf sogleich alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erschrak, daß er erblaßte und sagte: „O lieber Herr, was habt ihr gethan? Eure Gemahlin ist gewiß unschuldig. Dafür verpfände ich meinen alten, grauen Kopf. Eine so fromme Seele, eine so gut erzogene Tochter wird nicht sobald schlimm. Glaubt mir das! Ich hab's aus der Erfahrung. Aber euer Golo ist ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dieß Wort zu gut! Ich weiß wohl, daß er durch sein beständiges Schmeicheln sich tief in euer Herz eingeschlichen hat. Aber glaubt mir's doch einmal: Wer euch immer lobt und euch zu allem Recht gibt, der ist euer Feind. Er verachtet euch im Grunde, und sucht nur seinen eigenen Vortheil. Wer euch aber die Wahrheit auch dann sagt, wenn ihr sie nicht gerne hört, der ist euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmet euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurük! — Gott im Himmel, wie weit ists mit meinem guten Herrn gekommen! Den geringsten eurer

Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet ihr für das größte Verbrechen halten — und jezt habt ihr sogar eure gute, fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet eurem unseligen, schnellen Zorn doch einmal Meister! Ihr habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt; dieses Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglük angerichtet."

Der Graf gestand, daß er sich übereilt habe, zweifelte aber noch, wer der schuldige Theil sei, seine Gemahlin Genovefa, oder sein Liebling Golo. Denn Golos Brief war ein solches schlauersonnenes Gewebe von Lügen, und der Bote, den Golo zu dieser Botschaft ausgesucht hatte, war ein solcher ausgelernter Betrüger, und wußte alles mit solchem Anschein von Ehrlichkeit zu bestätigen, daß der eifersüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indeß schikte er noch in der nämlichen Stunde einen zweiten Boten an Golo ab, mit dem Befehle, seine Gemahlin Genovefa bloß bis zu seiner Zurükkunft auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringste abgehen zu lassen. Er gab dem Boten sein bestes Pferd, und band es ihm auf die Seele, zu eilen, was er nur immer könne. Auch versprach er ihm eine große Summe Goldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und ihm von da eine befriedigende Antwort zurükbringen würde.

Während der Bote sich auf der Reise befand, ward der Graf von Tag zu Tag schwermüthiger. Die eine Stunde war es ihm ausgemacht, Genovefa sei unschuldig. Die andere meinte er wieder, es sei unmöglich, daß Golo, dem er so viel Gutes gethan hatte, ihn so schreklich belügen könne. So ward sein Herz beständig von Ungewißheit und giftigen Zweifeln gefoltert. Zehnmal des Tages schikte er seinen treuen Wolf hinaus, zu sehen ob doch der Bote noch nicht zurükkomme — und ganze Nächte hindurch konnten seine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bote, und brachte die Nachricht, Genovefa mit ihrem Kinde sei zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf be-

fohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm sein eigenes Todesurtheil gesprochen — und er versank in stumme Trauer. Der alte ehrliche Wolf ging hinaus und jammerte laut, und die Reiter des Grafen, die alle vor seinem Zelte zusammen gekommen waren, fluchten und schwuren, den Golo, wenn sie nach Hause kämen, in Stüke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an seiner Wunde krank; denn die Unruhe und der nagende Wurm in seinem Herzen verzögerte die Heilung. Sobald er hergestellt war, bat er um seinen Abschied. Da die Mohren bereits aufs Haupt geschlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu befürchten hatte, so entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit seinem treuen Wolf und seinen tapfern Kriegern sogleich auf, und ritt der geliebten Heimat zu.

Eines Abends spät langte er bei dem ersten Dörflein seiner Grafschaft an. Die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — kamen sogleich alle aus ihren Hütten hervor, und jammerten laut: „O bester, gnädiger Herr! Ach, das erschrekliche Unglük! Ach, die gute Gräfin! Ach, der gottlose Golo!" Der Graf stieg ab, grüßte alle freundlich, bot ihnen die Hand, und fragte nach allem, was während der Zeit, da er im Kriege war, zu Hause vorgegangen sei. Da hörte er von Genovefa nichts als Gutes, und von Golo nichts als Böses.

Unmuthsvoll und mit erschrokenem Herzen ritt er weiter, um noch in derselben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne, sah er alle Fenster des Schlosses beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinaufritt, hörte er eine rauschende Musik. Golo hielt mit seinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Denn er hoffte sicher darauf, der Graf werde an seiner schweren Wunde sterben. Er betrachtete sich daher schon als den Herrn der ganzen Grafschaft, und suchte durch beständige Zerstreuung und durch lärmende Lustbarkeiten sein böses Gewissen zum Schweigen zu bringen. Allein, wenn er so an der prächtigen Tafel oben saß,

da sagte von den Bedienten, die die Speisen auftrugen, mancher heimlich zum andern: „Du, wenn unser guter Graf stirbt, so bringts der schlaue Golo bei den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unser Herr. Ich möchte aber doch nicht an seiner Stelle sein. Sieh nur, wie verstört er aussieht!" „Da hast du recht, sagte dann der andere. Er hat keine wahre Freude! und es schmekt ihm nichts. Er sizt gerade da, wie der arme Sünder am Henkermahl. Ich möchte nicht in seiner Haut steken, und den Lohn, den er in der andern Welt gut hat, nicht mit ihm theilen.

Als der Graf mit seinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da sei. Der Wächter auf der Zinne des Thurmes antwortete mit seiner Trompete. Golo und alle seine Gäste sprangen von den Sesseln auf, und der Ausruf: „Der Graf, der Graf!" hallte durch das ganze Schloß. Golo, der eher den Tod als den Grafen erwartet hatte, kam eilends herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgestiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blikte ihn lange ernst und fest an, ohne ein Wort zu sprechen, und Golo stand so bleich und zitternd da, wie ein Uebelthäter vor seinem Richter. Sein böses Gewissen blikte ihm deutlich aus den scheuen Augen, und die ganze Unglüksgeschichte stand, wie mit großen Buchstaben in seinem Gesichte geschrieben. Mit wankenden ungewissen Schritten ging er vor seinem Herrn her die Wendeltreppe hinauf — und seine bebende Hand vermochte kaum die leuchtende Fakel zu halten. Der Graf sah im ganzen Schlosse nichts als Verschwendung und Wolleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde, erschrokene Gesichter, und die wenigen alten Diener, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da er in den großen Waffensaal hineingetreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tisch, forderte dem Golo alle Schlüssel der Burg ab, trug seinem treuen Wolf auf, die Burgthore wohl bewahren zu lassen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, seine müden Krieger gut

zu verpflegen, und winkte dann allen schweigend mit der Hand, sich zu entfernen.

Der erste Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer seiner Gemahlin. Golo hatte es sogleich nach ihrer Gefangennehmung verschlossen, und es, weil ihm sein böses Gewissen das nicht zuließ, seitdem nicht mehr betreten. Alles war noch gerade so, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da stand noch die Strikrahme, in der ein halb vollendeter, mit Perlen durchschlungener Lorbeerkranz die Inschrift umschloß: „Siegfried, dem zurükkehrenden Helden, seine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll schuldloser, frommer Lieder, von denen sie mehrere selbst auf die Abwesenheit ihres Gemahls gemacht hatte. Er fand mehrere Aufsäze von Briefen an ihn, voll frommer, edler Gesinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, deren er aber keinen erhalten hatte. Sie sagte darin, wie sie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverlezt aus den blutigen Schlachten zurükführen möge, wie sie sich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf dem Arme entgegen zu kommen; wie sie um ihn so bekümmert sei, und so oft weine; und wie ihr sein beständiges Stillschweigen so viele schlaflose Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgesendet hatte, so hatte er auch alle Briefe des Grafen an sie aufgefangen. Der bestürzte Graf saß noch um Mitternacht mit verschlungenen Armen und voll stummen Schmerzens so da, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze schon weit hinabgebrannt und am Erlöschen sei. Da kam Bertha, das treue Mädchen, herein, und brachte ihm den Brief, den Genovefa im Gefängnisse geschrieben hatte, zeigte ihm die Perlenschnur, die er sogleich erkannte, und erzählte ihm unter tausend Thränen alles — wie viel Gutes ihr Genovefa in ihrer Krankheit gethan hatte, was sie in der Nacht, bevor sie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch gesagt habe, und was sie sonst noch von ihrer Geschichte wußte. Da löste sich der stumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Alles dieses, besonders aber der Brief, war ihm der

redendste Beweis von Genovefas Unschuld. Er weinte so heftig, daß ihm das Gesicht verging, und Genovefas Brief von Thränen ganz durchnezt wurde. Er rief nur immer: „O Gott! O Gott! O Genovefa! — und dich, dich, dich konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O, ich unseliger aller Menschen!“ — und sein treuer Wolf, der auf seine Klage herbei kam, versuchte vergebens, ihn zu trösten.

Nachdem der Graf lange schmerzlich geweint hatte, fuhr er plözlich auf, forderte sein Schwert, und wollte den Golo umbringen. Wolf hielt ihn zurük, und stellte ihm vor, daß er auch den Golo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Golo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eisen und Bande zu schlagen, und in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovefa so lange geschmachtet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, ließ er, bis auf weiters, festsezen. Die Soldaten thaten dieß mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Golo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovefas Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe — wegen meiner soll kein Tropfen Bluts vergossen werden!“ gingen ihm tief zu Herzen. Als Golo hineingebracht wurde, blikte ihn der Graf mit seinen verweinten Augen wehmüthig an und sagte mit sanfter Stimme: „Golo, was habe ich dir gethan, daß du diesen Jammer über mein Haupt brachtest? Was hat dir meine Gemahlin — was hat dir mein Sohn gethan, daß du sie mordetest? Du kamst als ein armer Knabe in dieses Schloß, und genoßest hier nur Gutes — warum vergiltst du es so?“ Golo hatte geglaubt, der Graf werde toben und wüthen. Diese unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fing laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unselige Leidenschaft verblendete mich! Eure Gemahlin ist schuldlos, wie ein Engel des Himmels — ich war der Teufel, der sie verführen wollte. Da sie mir kein Gehör gab, wurde ich wie rasend, suchte mich an ihr zu rächen — und zugleich mein eigenes Leben zu sichern. Ich fürchtete, wenn sie euch die Wahr=

heit sagte, würdet ihr mich umbringen. Deshalb kam ich zuvor, und klagte sie bei euch falsch an.“ Dem Grafen war doch wenigstens dieses ein großer Trost, daß selbst Golo die Unschuld Genovefas bezeugen mußte — und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, und verbarg dann sein Angesicht in ein weißes Tuch, und weinte sich satt, und verwünschte seinen Jähzorn in die unterste Hölle.

Der Graf war von nun an immer so schwermüthig, daß man für sein Leben fürchtete. Sein Schmerz gränzte bisweilen an Wahnsinn. Alle benachbarten Ritter, die seine guten Freunde waren, kamen zusammen, ihn zu trösten. Allein der Graf saß da, und wollte keinen Trost annehmen. Immer hielt er sich in Genovefas Zimmer auf, und er kam nirgends mehr hin, als in seine Schloßkapelle. Eine seiner größten Angelegenheiten war es, Genovefas Grab aufsuchen zu lassen, um dort weinen zu können — und dann auch ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu lassen. Allein niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwei Männer, die sie zum Tod hinausgeführt hatten, waren bald darauf verschwunden, und niemand konnte sagen, wo sie hingekommen waren. Da ließ der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeier ihres Todes halten. Er und alle seine Diener und alle Ritter weit umher mit ihren Frauen erschienen dabei in der tiefsten Trauer, und auch eine solche unzählige Menge Volkes fand sich ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon fassen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almosen unter die Armen austheilen, und seiner Gemahlin in der Kirche ein Denkmal mit einer goldenen Inschrift errichten, die ihre trauervolle Geschichte noch der Nachwelt erzählen sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Siegfried findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergingen Jahre, bis der Graf sich bereden ließ, nur wieder aus seinem Schlosse zu gehen. Und dann auch

mußten seine Freunde, die Ritter und der treue Wolf, ihn dazu gleichsam nöthigen, und alles aufbieten, wenn sie ihn auch nur ein wenig erheitern wollten. Der Eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenspieler mußte sich dabei hören lassen, und tröstende Lieder singen. Ein Anderer stellte allerlei Ritterspiele, Pfeilschießen und Ringstechen an. Ein Dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Diese leztere Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf sehr geliebt hatte, schien am meisten geschikt, seine Schwermuth zu zerstreuen. Da die Ritter das merkten, jagten sie oft, bald Hirsche und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, deren es damals in Deutschland genug gab, und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd. Auf Wolfs Zureden gab er daher auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter, dabei zu erscheinen. Es war gegen Ende des Winters — und der nächste heitere Tag, an dem es einen neugefallenen Schnee haben würde, ward dazu bestimmt. Der Tag kam, und mit dem Anbruch der Morgenröthe zog der Graf, von allen edlen Rittern der umliegenden Gegend und einem großen Gefolge von Dienern begleitet aus. Alle waren zu Pferde, und noch eine Menge Leute mit Pakpferden, Maulthieren und Jagdhunden folgten ihnen. Die Waldhörner hallten freudig und muthig durch den Wald. Eine Menge Hirsche und Wildschweine wurden erlegt. Auch der Graf stieß bald auf ein Stük Wild. Er sezte ihm zu Pferde nach. Das Thier floh über steiles Felsengestein und durch Dornen und Sträuche, und verstekte sich endlich — in die Höhle Genovefas. Denn es war eben die treue Hirschkuh, von deren Milch Genovefa und ihr Sohn sich schon lange ernährt hatten.

Der Graf stieg ab, band sein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam zur Höhle. Er schaute hinein, und erblikte zu seinem Erstaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle eine abgezehrte menschliche Gestalt mit todtbleichem Angesicht. Es war Genovefa, die ihre schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber so matt und entkräftet war, daß sie sich in dieser Wildniß nie mehr

würde erholt haben, sondern jede neue Woche den Tod erwartete.

„Wenn du ein Mensch bist — rief der Graf hinein — so komm heraus an das Tageslicht!" Genovefa kam heraus — in das Schaaffell eingehüllt — die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedekt — mit bloßen Armen und Füßen — zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du? — rief der Graf, indem er erschroken einige Schritte zurük wich — und wie kommst du hieher?" Denn er kannte sie nicht mehr. Sie aber hatte ihn sogleich auf den ersten Blik erkannt.

„Siegfried! sagte sie mit schwacher Stimme. Ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt hast. — Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!"

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter wie von Sinnen war, und sich jezt in diesem abgelegenen, schauerlichen Thale tief im Walde, von allen seinen Leuten weit entfernt sah, so meinte er, er sähe Genovefas Geist.

„O, rief er mit herzdurchdringender Stimme aus, du abgeschiedener Geist meiner Gemahlin! Was kommst du zurük, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Ward die entsezliche Mordthat auf diesem Boden hier verübt, und haben sie deinen entseelten Leichnam in diese Höhle da begraben? Ja, so ist es, und dein Leichnam wendet sich in dem Grabe um, daß ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe, und dein Geist erscheint unwillig darüber, daß dein Mörder sich deiner friedlichen Grabstätte näherte? O kehre zurük, kehre zurük, seliger Geist! mein Gewissen foltert mich schon genug! Kehre zurük in die Wohnung des Friedens und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erden keinen Frieden mehr hat! Oder erscheine mir nicht so kläglich — erscheine mir als ein verklärter Engel und sage mir, daß du mir verziehen!"

„Siegfried, sagte Genovefa weinend, liebster Gemahl! Ich bin kein Geist! Ich bin wirklich deine Genovefa — deine Gemahlin. Ich lebe noch. Die guten Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont!"

Der Graf war aber von Schreken und Entsezen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm die Worte nicht. Er sah sie noch immer mit starren Bliken, und glaubte noch immer, einen Geist zu sehen.

Genovefa nahm ihn freundlich bei der Hand. Allein er zog seine Hand zurük, und rief mit bebender Stimme: „O, laß mich! Laß mich! Deine Hand ist kalt wie Eis. Oder ja! Zieh mich mit dieser deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben ist für mich das Beste!"

Genovefa sagte noch einmal: „Siegfried! Liebster, bester Gemahl! und blikte ihn dabei so liebreich und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. Kennst du denn deine Gemahlin nicht mehr! Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an! Fühle da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O, komm doch zu dir selbst! O Gott, befreie du ihn von dieser seiner entsezlichen Einbildung!"

Endlich kam er von seinem Entsezen zurük, und erwachte wie aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es!" rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt — und er konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du also, rief er, du, du bist meine Gemahlin! Du Genovefa! In diesem Elende! Und von mir in dieses Elend verstoßen! O, ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! O, kannst du mir verzeihen?"

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnt! Ich liebte dich immer! Ich

wußte es ja, daß du betrogen wurdest. O stehe auf, und komm in meine Arme! Siehe, ich weine ja vor Freude, dich wieder zu sehen."

Der Graf getraute sich aber immer noch kaum, sie anzusehen. „Und du machst mir keine Vorwürfe! sagte er. Du gibst mir nicht einmal ein einziges böses Wörtchen! O du Engel des Himmels — du sanfte, himmlische Seele! O, was habe ich gethan, dich! — dich! — so zu beleidigen!"

Genovefa sprach: „Sei doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm alles als eine Schikung Gottes an. Er hat es so gefügt. Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam. Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben — in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel."

Indem sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als sein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieses engen Felsenthales noch sehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige frische, tröpfelnde Kräuter, die er eben an der Quelle gepflükt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen, ritterlichen Kleidung, mit dem hohen, wallenden Federbusche auf dem Helme erblikte, erschrak er — stand still — und schrie laut: „Mutter! Wer ist dieß? Ist dieß etwa auch einer von den bösen Menschen, und will er dich umbringen? Weine nicht," rief er, indem er jezt auf seine Mutter zusprang; ich lasse dir nichts geschehen. Eher soll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge."

Genovefa sagte freundlich: „O lieber Sohn! fürchte ihn nicht! Siehe ihn doch an, und küsse ihm die Hand. Er thut dir nichts. Er ist dein lieber guter Vater. Siehe, er weint über unser Elend. Gott hat ihn hergeschikt, daß er uns davon erlöse, und uns mit sich nach Hause nehme."

Der Knabe wandte sich und blikte auf. Er war mit seinen krausen, schwarzen Loken, der edlen Stirne, den

großen funkelnden Augen, der schön gebogenen Nase und dem wohlgebildeten Munde das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben in diesem armseligen Anzuge erblikte, da weinte er noch heftiger, und nahm den Knaben auf seinen Arm, und küßte ihn, und sagte nur immer: „O mein Sohn! O mein Sohn!" und blikte dann tiefgerührt zum Himmel auf — und umfing mit dem andern Arme Genovefa, und rief aus der Tiefe seiner Seele: „O Gott! das ist der Seligkeit zuviel für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit einem Male — hier mein liebes Kind das erste Mal zu sehen — und hier mein liebes Weib, wie mir vom Tode zurük gegeben, wieder zu sehen!" Und Genovefa faltete die Hände fest zusammen, und blikte fromm zum Himmel, und sagte: „Ja, o Gott, Du bist unendlich reich im Geben, und weißt dem menschlichen Herzen durch einen Augenblik den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sei Dank!" Und der holde Knabe, der seine Eltern so gerührt beten sah, erhob ungeheißen die kleinen Händchen auch zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir sei Dank!" Und alle Drei blieben noch lange stillschweigend und unbeweglich in dieser Stellung und nur ihr Herz sprach zu Gott, was keine Zunge auszusprechen vermag.

Endlich fing Genovefa an: „Leben meine Eltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach schon sieben Jahre beweinen sie mich als todt, und bereits sieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!" Der Graf sagte: „Sie leben — sind wohl — und wissen deine Unschuld. Und, wo möglich, noch diese Stunde, sende ich einen Reitenden mit der Freudenbotschaft an sie ab, daß du wieder gefunden bist." Genovefa erhob aufs neue ihre gefalteten Hände hoch empor, und blikte mit freudiger Rührung zum Himmel, und rief mit Thränen des Dankes in den Augen: „Nun, so sei denn gelobt, o Gott! Du hast mein Gebet erhört, und die geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und auch das noch gewährt,

was ich mir kaum zu wünschen getraute. Du hast meinen Gemahl aus dem Kriege zurük geführt — Du hast meine Unschuld an den Tag gebracht — Du hast mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod, errettet — Du hast mir den seligen Augenblik geschenkt, da ich mein liebes Kind seinem Vater zuführen konnte — und nun willst Du mich gar noch meine alten Eltern sehen lassen. Du bist die lautere Liebe!"

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht mehr aushalten. Gebükt trat der Graf in die niedrige Höhle — und als er nun die rauhen Wände und das kleine moosbewachsene Kreuz, und den Stein davor, der von ihren Knien glatt und ausgerundet war, und das Lager von Moos, und die Kürbisschaalen, Kürbisflaschen und Binsenkörblein, was die ganze Einrichtung ihrer Wohnung ausmachte, betrachtet, und sich neben Genovefa niedergesezt, und den Knaben auf seinen Schooß genommen hatte, und durch die Oeffnung der Höhle hinaussah in die schroffen Felsen und schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hingen, da flossen seine Thränen aufs neue. „O Genovefa, rief er, durch welch ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieser schreklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geschikt, der dich ernährte? — Ach, fuhr er wehmüthig fort, sieben lange Jahre — ohne einen Bissen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein Bette — ohne ordentliche Kleidung — mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterschnee — eine Herzogstochter, die auf Gold und Silber speiste — die in Purpur und Seide aufwuchs — die kaum ein rauhes Lüftchen anwehen durfte! — und dennoch abgezehrt von Kummer und Leiden, liebst du mich doch noch, du treue, gute Seele! O was ist es doch um gute Menschen!"

Genovefa unterbrach ihn schnell, lächelte mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blassen Gesichte, und sagte: „Schweige doch, und sage doch kein Wort mehr davon, lieber Mann! Gott weiß es, ich hatte in dieser Wildniß auch viele Freuden! Und gibts denn in den

Palläſten keine Leiden — und litteſt du denn weniger, als ich? — Doch laß das gut ſein, fuhr ſie fort, um ſeine Gedanken auf etwas anderes zu lenken — und ſiehe dafür deinen Sohn an. Siehe! Seine Wangen glühen wie Purpur. Bei ungekünſtelter Nahrung und in Gottes friſcher Luft wurde er geſund und ſtark! In unſerm Schloſſe wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend ſein, wie die Kinder vieler vornehmen Leute. Darum ſei fröhlich und danke Gott.“

Und nun erzählte ſie, wie wunderbar Gott ſie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblike an, da die Hirſchkuh zuerſt in ihre Höhle kam, bis zu dem Augenblike, da das gute Thier, von dem Grafen verfolgt, ſeine Zuflucht dahin nahm. Der Graf war ganz Ohr; und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar iſt Gott in ſeinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, ſeine Menſchen zu retten! O, Vergiß es nie, mein Sohn! Als du ein kleines Kind wareſt, und dein Vater dich verſtoßen hatte, und auch deine Mutter dir nicht mehr helfen konnte, und mit dir hätte verſchmachten müſſen, da rettete Gott dich und ſie durch dieſes gute Thier da vom Hungertode. Und als die Noth deiner Mutter wieder auf das höchſte geſtiegen war, und ſie derſelben hätte unterliegen, und du, armer Knabe, in dieſer ſchreklichen Wildniß voll reißender Thiere auf dem Wege zu meiner Wohnung wohl hätteſt umkommen müſſen, und mir kein menſchlicher Mund euere Noth anſagen konnte, da mußte dieſes nämliche ſtumme Thier mein Wegweiſer zu euerer Wohnung ſein. So leicht, und doch ſo wunderbar, weiß Gott zu rechter Zeit zu helfen. Vertraue daher auf ihn dein Leben lang!“ —

Sechszehntes Kapitel.

Genovefas Einzug zu Siegfriedsburg.

Vater, Mutter und Sohn gingen nun wieder aus der Höhle heraus — und allen ſtanden noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jezt nahm der Graf, um

seine Leute zu rufen, sein silbernes Jagdhorn von der Seite und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen wiederhallte. Der Knabe, der in seinem Leben nichts solches gehört hatte, war hoch erfreut über den wunderbaren Schall, und versuchte es sogleich auch zu blasen — und die liebevolle Mutter lächelte ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Auf den Schall des Jagdhorns kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeigeeilt. Alle erstaunten über die blasse, abgezehrte Frau, die der Graf bei der Hand hielt, und über den schönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arme hatte. Alle drängten sich herzu, und schlossen einen Kreis um ihn. Alle standen ehrerbietig und schweigend umher; denn sie sahen, daß der Graf und die Frau und das Kind die Augen voll Thränen hatten. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edlen Ritter, und ihr meine treuen Diener! Seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin — und das ist mein Sohn, Namens Schmerzenreich.“ Auf diese Worte schrien alle vor Schrecken und Erstaunen laut auf — der Eine dieß, der Andere das, und man hörte hundertfältige Aufrufungen und Fragen durcheinander: „O Gott im Himmel! Was, unsre gnädige Gräfin! — Hat man sie denn nicht hingerichtet? Ist sie von den Todten auferstanden? Nein! Es ist nicht möglich! — Ja, sie ist es dennoch! Ach Gott, in welchem Elende! Seht nur, wie blaß sie aussieht! — Ach unser lieber junger Graf! O der schöne, holde Knabe!“ — und sie konnten vor Freude und Mitleid, Erstaunen und Neugierde kaum mehr aufhören zu rufen und zu fragen, zu jammern und sich laut zu freuen.

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache der ganzen Geschichte und theilte dann unter seine Leute Befehle aus. Ein Paar seiner Reiter mußten augenbliklich auf das Schloß zurüksprengen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen, und Anstalten zu ihrem Empfange anzuordnen; einigen Andern befahl er, sogleich die Pakpferde und Maulthiere herbei-

zuführen; und wieder Andern gebot er, indeß Holz zusammen zu tragen, und an einem troknen Plaz unter einem überhängenden Felsen ein großes Feuer anzumachen, und eine Mahlzeit zu bereiten. Der Graf öffnete nun selbst das Gepäke, und breitete über ein Felsenstük und auf dem Boden nächst dem angezündeten Feuer Teppiche aus, und hüllte seine Gemahlin in seinen scharlachrothen, mit schwarzem Pelz ausgeschlagenen Wintermantel, und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen, und sezte sie dann auf die ausgebreiteten Teppiche. Alle Ritter, die sie noch wohl kannte, kamen, einer nach dem andern, herbei, grüßten sie voll Ehrfurcht, und bezeugten ihr, innigst gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte sich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin gegrüßt hatten. „Gnädige Frau, sagte er und benezte ihre Hand mit Thränen, nun bin ich erst froh, daß mir die Mohren meinen alten grauen Kopf nicht gespalten haben, da ich das noch erlebe. Nun will ich gerne sterben!“ Und hierauf nahm er den Knaben auf seine Arme, und küßte ihn auf beide Wangen, und sagte: „Sei mir willkommen! du liebes Kind! Du bist das leibhafte Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und sanft und mild wie deine Mutter, und fromm und gut wie Beide!“

Schmerzenreich war anfangs scheu und schüchtern über die Menge Leute, unter denen er sich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Menge Dinge in seinem Leben das erste Mal sah, so hatte er fast beständig etwas zu fragen, und alle, besonders aber der alte Wolf — ergözten sich an den sinnreichen Fragen und Anmerkungen des lebhaften Knaben, die freilich manchmal sehr drollig herauskamen. Am meisten erstaunte der Knabe anfangs über die Reiter. Es ging ihm gerade wie jenen Völkern, die die ersten Ritter sahen; er meinte, Mann und Roß seien zusammen nur ein Geschöpf. „Vater! sagte er, giebts denn auch Menschen mit vier Füßen?“

Als die Ritter abgestiegen waren, und ihm ein Pferd vorführten, fragte er: „Vater! wo hast du denn diese Thiere gefangen? Solche giebts bei uns im Walde nicht." Da er das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reichlich vergoldeten Zügel in dessen Maule bemerkte, rief er: „Ei! fressen denn diese Thiere Gold und Silber? Als nun das Feuer hoch aufloderte, stand er aufs neue erstaunt da, und rief: „Mutter! haben denn die Menschen die Blize aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O, fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete, und die wohlthätige Wärme empfand, das ist wohl ein recht schönes Himmelsgeschenk! Nicht wahr, Mutter, wenn wir davon gewußt hätten, so hätten wir den lieben Gott auch darum gebeten? Das hätten wir diesen Winter wohl brauchen können!" Bei der Mahlzeit zogen vor allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen goldgelben und purpurgestreiften Aepfeln und rief: „Vater, wirds vielleicht bei dir nicht Winter, daß du so schöne, frische Früchte mitbringst? O, bei dir muß es gut wohnen sein!" Er getraute sich kaum, die schönen Früchte zu essen. „Es wäre ja Schade dafür!" sagte er. Dann betrachtete er lange und mit großer Aufmerksamkeit ein Glas, wagte kaum, es anzurühren, hielt es dann lange behutsam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, verschmilzt es denn nicht? Ist es denn nicht aus Eis gemacht?" Nachdem er vernommen, aus was es bestehe, rief er: „O wie viele schöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erschaffen, von denen ich nichts gewußt habe!" Und es machte ihm kein kleines Vergnügen, seine Mutter und alle, die bei der Mahlzeit waren, durch das Glas zu betrachten. Da der Diener ihm ein spiegelreines, silberhelles Teller vorsezte, und er sein Bild darin erblikte, erschrak er sehr; erst bebte er zurük, dann griff er furchtsam hinter das Teller, um den Knaben, den er zu sehen glaubte, anzufühlen. Die Sache war ihm unbegreiflich — besonders aber wunderte und ergözte es ihn, daß, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe

auch eins machte, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächelte. So hatten alle Gäste an dem muntern Kinde tausend Freuden, und so viele Thränen vorhin vergossen wurden — so herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und so laut und viel wurde von Rittern und Knappen jezt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, so kam der Reitende mit Genovefas Kleidern zurük. Genovefa ging in die Höhle, warf sich vorerst auf die Knie, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete sich dann in der Höhle um. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie zum Andenken an ihre Leiden zu sich, und trat hierauf, wieder gräflich gekleidet, aus der Höhle. Während der Mahlzeit hatten die Knechte, weil man die Sänfte nur auf großen Umwegen herbringen konnte, aus starken Tannenästen eine Tragbahre verfertigt. Der Graf breitete Teppiche darüber, sezte Genovefa und Schmerzenreich darauf, und so zogen sie nun alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovefa bequemer war, und sie sezte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die gute Gräfin sei wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Grafschaft und weit umher rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall alles liegen und stehen lassen. Jeder Dreschpflegel ward an den Balken gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer stunden leer, und es blieb niemand zurük, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre besten Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu sehen. Es war ein allgemeiner Feiertag durch das ganze Land. Je näher Genovefa ihrem Schlosse kam, je zahlreichere Schaaren Menschen standen am Wege. Alle grüßten sie mit Thränen und lautem Freudengeschrei.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erschienen auch zwei Pilgrimme mit langen Pilgerstäben, und mit Muscheln an ihren Hüten und an ihren Pilgermänteln. Diese traten zu beiden Seiten der Sänfte, und warfen sich Genovefa zu Füßen. Es waren die zwei Männer, die

Genovefa hätten hinrichten sollen. Beide, besonders Kunz, baten jezt Genovefa um Verzeihung, daß sie aus Furcht vor Golo sie in der Wildniß allem Elende preis gegeben, und sie nicht vielmehr zu ihren Eltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß sie bald nachher vor Golo selbst nicht mehr des Lebens sicher zu sein geglaubt, und eine Pilgerschaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß sie von dieser Reise erst vor wenigen Tagen zurükgekommen, und nur heimlich und ohne sich jemanden, als den Ihrigen zu entdeken, voll Furcht in der Grafschaft umher geirrt wären; daß sie Genovefa längst für todt gehalten, und deßhalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu schweigen, um den Grafen nicht aufs neue zu betrüben. „Ach, sagten sie, wie war es doch möglich, daß ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Frost und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerrissen wurdet. Wir glaubten, ihr und euer liebes Kind hätten längstens einen fürchterlichern Tod genommen, als wir euch hätten anthun sollen.“ Genovefa hieß sie aufstehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und sagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächst nach Gott, mein und meines Kindes Leben zu danken!“ — „Du, mein Kind! sagte sie hierauf zu Schmerzenreich, danke ihnen auch. Sieh, das sind die Männer, die dich hätten umbringen sollen — die aber Gott mehr, als den Menschen gehorcht haben.“ — „Nicht wahr, fuhr sie hierauf gegen die Männer fort, indem sie mit Augen voll Thränen lächelte, jezt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verschont habt?“ — „Ach Gott! sagten beide, damals meinten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir euch das Leben schenkten. Jezt sehen wir es aber erst ein, daß dieses nichts war, und daß wir hätten unser eigenes Leben daran wagen sollen, euch zu retten, und euch zu euern Eltern nach Hause zu führen.“ Die Männer warfen sich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlassenen Weibern und Kindern erwiesen hatte. Denn zu ihrem Erstaunen hatten sie er=

fahren, wie edel Genovefa in ihrem lezten Briefe sie ihrem Gemahl empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder gesorgt habe. Der Graf sprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmet, und ihnen das Leben geschenkt hattet; allein, da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, so ging durch mich, ohne daß ich es selbst wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig ist, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Geht hin — ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner sorgen.“ Beide standen auf, und begleiteten die Sänfte, und Heinz sagte zu Kunz: „Siehst du nun, daß es wahr ist, was ich dir sagte! Man soll sich beim Gutesthun nie fürchten, so gefährlich es auch manchmal uns vorkommt. Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte.“

„In dem Augenblike, da Genovefa aus einem kleinen Wäldchen, das durch die Straße führte, hervorkam, Siegfriedsburg vor sich liegen sah — wurde auf einmal in Siegfriedsburg mit allen Gloken geläutet, und die Thränen der Leute flossen noch reichlicher. Das Volk hatte dieses veranstaltet, ohne daß es ihm Jemanden geheißen hatte, und hatte nur gewartet, bis man Genovefa von weitem kommen sah. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menschen unübersehbar, und das Gedränge unbeschreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beiden Seiten des Weges gestiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenster und sogar die Dächer, wo sie vorbei mußten, voll Menschen. Denn alle wollten ihre geliebte, so lange todtgeglaubte Gräfin, so nahe als möglich sehen. Man hatte daher die Sänfte, die von zwei Maulthieren getragen wurde, geöffnet, damit alle die Gräfin sehen konnten. Alle Augen waren auf sie gerichtet. Alles Volk erhob ein lautes Jubelgeschrei, daß man das Zusammenläuten aller Gloken kaum mehr dumpfig hören konnte. Sie aber saß da, wie die Demuth selbst, und schlug über die Ehre, die ihr widerfuhr, beschämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte sie auf

dem Schooße. Dieser hatte noch sein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links sein getreuer Wolf. Die zwei Pilger begleiteten sie, und die Hirschkuh lief, wie ein zahmes Hündchen, hinten drein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, und zum Theil folgten sie der Sänfte.

Als der Zug zwischen der Menge Menschen langsam hindurch kam, da sagten dann manche zu einander: „Ach, unsere liebe, gnädige Frau! Wie blaß und wie fromm sie aussieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgesehen haben!“ Andere sagten: „Seht nur den schönen Knaben! Er sieht in seinem Rehfellchen und mit dem Kreuze in der Hand gerade so aus, wie man den Johannes in der Wüste abmahlt.“ Wieder Andere riefen: „Ei seht doch nur die Hirschkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unsere fromme, gute Gräfin!“ Manche Mutter sagte ihrem Kinde, das sie auf dem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Diese ist's! um die ich so oft weinte, und von der ich dir so oft erzählte; da sie uns genommen wurde, da warst du noch nicht auf der Welt.“ Mancher Vater hob seinen kleinen Sohn in die Höhe, und sagte: „Siehst du sie jezt? Sieh, sie hat dir schon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagst.“ Mancher Greis, der mühsam an seinem Stabe herbei gekommen war, schluchzte vor Freuden, daß ihm Arme und Knie zitterten und wankten, und sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

Da Genovefa in dem Schloßhofe angekommen war, erblikte sie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede sich eingefunden, Genovefa zu bewillkommen. Alle waren über Genovefas Unschuld entzükt, und freuten sich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine besondere Freude, daß alle so unverabredet zusammengekommen waren, und daß auch nicht Eine fehlte. Sie sahen diesen Tag als einen Triumphtag der weibli-

chen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfest für alle Frauen und Jungfrauen an. Alle standen in ihrem schönsten Schmuke, wie an einem hohen Festtage, da, und zuvorderst stand eine schöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und eine Schnur der schönsten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovefa einen Kranz von immergrünen Mirthen mit den zarten schneeweißen Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer Unschuld und Treue. „Nimm, sagte die Jungfrau, und konnte die Worte kaum hervorschluchzen, nimm diesen Kranz im Namen unser aller; den schönsten Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt.“

Genovefa kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen sagten ihr, sie sei das Mädchen, das sie im Gefängnisse besucht hatte, und das damals noch nicht vierzehn Jahre alt war. „Edle Frau! sprachen sie. Diese war die einzige, die sich in eurer Schmach und eurem Elende eurer annahm! Sie solle auch die erste sein, die an eurer Ehre und Freude Theil nimmt.“ Als Genovefa das Mädchen ansah, und die wohlbekannten Perlen um ihren Hals erblikte, da kam ihr jene schrekliche Nacht im Gefängnisse wieder zu Sinne. „Ach Gott, rief sie mit zum Himmel erhobenen Augen, wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus diesen Mauern geführt wurde, daß ich dereinst so zurükkehren würde! Du nur, o Gott! wußtest es damals schon, und hattest damals schon diese Freuden für mich im Sinne! O Gott! fuhr sie fort, indem sie den Kranz sanfterröthend aus der Hand der Jungfrau nahm — wenn Du die Unschuld hier auf Erden schon so ehrest und erfreuest, was wird es erst einmal in dem Himmel werden!“

„Recht so, gnädige Frau! sagte Wolf. Die Unschuld wird zwar auf Erden nicht immer so geehrt, und selten wird ihr ein Ehrentag wie dieser. Gott thut das aber doch zuweilen, um uns ein wenig einen Vorgeschmak zu geben, was Er in dem Himmel thun werde.“ Darauf wandte er sich zu seinem Herrn, und sprach: „Herr! Ich bin die achtzig Jahre, die ich auf der Welt

umher getrieben wurde, oft siegreich in dieses Schloß eingezogen; aber einen solchen Triumphtag, wie er dieser Frau wird, habe ich noch nie erlebt." „Wolf, sagte der Graf, darum hat diesen Triumph Gott selbst veranstaltet; es ist der herrlichste Triumph — der Triumph der Tugend über das Laster!" — und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall. Die Jungfrauen beschlossen aber noch besonders, die immergrünen Mirthen mit den weißen Blüthen sollten als Sinnbild der jungfräulichen Unschuld und ehelichen Treue von nun an zu Brautkränzen bestimmt sein. Eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands bis auf unsere Zeiten erhielt.

Die Freuden dieses Tages, das viele Weinen und Reden hatten Genovefa so angegriffen, daß sie ganz erschöpft war. Sie wurde unverzüglich auf ihr Zimmer gebracht, das sie so viele Jahre nicht mehr betreten hatte, und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblike mit Drako's Wittwe und Waisen gesprochen, und sie ihrer Huld versichert hatte, begab sie sich in das bereitstehende Bette zur Ruhe. Das treue Mädchen blieb von nun an beständig um sie, und Genovefa ließ sich von niemand mehr bedienen, als von ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Genovefa sieht ihre alten Eltern wieder.

Während in Siegfriedsburg alles voll der höchsten Freude war, herrschte in dem herzoglichen Pallaste von Brabant noch die tiefste Trauer. Der alte Wolf erbot sich, die Freudennachricht, Genovefa sei wieder gefunden, ihren Eltern zu überbringen. Der Graf sagte: „Lieber, alter Freund! Bleibe du hier, und überlaß diese beschwerliche Reise einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unsere Heimreise, aus dem Mohrenlande mitnahm, und wie oft du unter Weges sagtest, dieß sei dein lezter Ritt." Allein Wolf sprach: „Der Mensch denkts, und Gott lenkts! Er hat mir nach so manchem kriegerischen Zuge zu guter Lezte noch einen Ehren- und

Freudenritt zugedacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!" „Aber, sagte der Graf, bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!" „Thut alles nichts! sprach Wolf. Ich fühle mich, seitdem die liebe, gnädige Frau wieder da ist, um zehn Jahre jünger. Und ich denke, schöner als mit diesem Ritt, kann ich meine Ritterschaft nicht beschließen. Ist der vollendet, dann gebe ich mich gerne zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann nieder, und kann ja alsdann ausschlafen — bis an den jüngsten Tag." Nun sprach der Graf gerührt, so zieh denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte, und nimm das beste Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravsten Reiter zur Bedekung aus, und sage meinen theuern Schwiegereltern, was dir dein edles Herz eingiebt, und Gott sei dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in meine Arme zurük!" Auch Genovefa hatte ihn noch einmal rufen lassen, und ihm an ihre theure Eltern alles dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, war er schon vollkommen gerüstet, wekte die Reiter, half selbst die Pferde füttern und satteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, und saß dann auf, und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Mal zu: „Frisch, Kameraden, vorwärt, vorwärts!" — Und so gings einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Wann ihn die Reiter fragten: „Warum eilt ihr denn gar so, Herr Stallmeister?" — da sagte er: „Denkt an den Jammer der Eltern, dem wir ein Ende machen werden! Wann ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, so soll er sich keine Beschwerlichkeit verdrießen lassen, und seiner Knochen nicht schonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu schlagen und Thränen zu verursachen — reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu troknen. Ha, rief er, ich wollte, das Roß da

hätte Flügel, wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemahlt sah, und das mir sehr wunderlich vorkam!" — und hiemit gab er seinem Pferde wieder die Sporen.

Ein alter Ritter, auf dessen Schlosse Wolf mit seinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof, der Genovefa mit Siegfried vermählt hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihe. „Da müssen wir spornstreichs hin! sagte Wolf. Der heilige Mann muß unsere Freudenbotschaft auch wissen. Und da er gar ein weiser und kluger Herr ist, so will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Botschaft bei dem Herzoge und der Herzogin am besten anbringen könnte. Ich sann unter Weg's schon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebsten rief ich sogleich von weitem: Genovefa ist wieder gefunden! Sie lebt! Allein so mit der Thür ins Haus zu fallen, thuts doch nicht. — Ich bin ein alter Kriegsmann und wußte es bisher nur vom Hörensagen, was es um das Erschreken sei. Und doch — es ist wunderlich! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!" so erschrekt, daß ich zitterte, und den Schreken noch jezt in allen Gliedern spüre. Ich hätte es nie geglaubt, daß einen die Freude so erschreken könne, und wenn dieß mit andern Menschen auch so ist, so könnte dieser Freudenschreken die Eltern geradezu tödten, wie ein abgeschossener Pfeil, der mitten ins Herz trifft. Und ihnen die Sache nach und nach beizubringen, die Worte schlau zu sezen, das Gespräch fein zu lenken — versteh ich nun einmal nicht. Unser einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath schaffen. Denn die Herzen durch das Wort sanft zu behandeln — das versteht er aus dem Grunde." Wolf ritt sogleich hin, erzählte dem Bischofe alles Geschehene, und brachte dann seine Bedenklichkeiten vor. Der Bischof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und sprach dann zu Wolf: „Seid ruhig alter Mann! Gott fügt alles, bis auf die kleinsten Umstände, sehr wohl. Ich war eben bereit zu den trauernden Eltern zu reisen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reisen also zusammen."

Der ehrliche Wolf war darüber sehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude und Ehre, mit seinen Reitern den Bischof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes schreklichen Tages, an dem sie die Nachricht von Genovefas Hinrichtung erhalten hatten, alljährlich in ihrer Schloßkirche unter Gebet und Thränen gefeiert. Dieser Tag war jezt eben wieder da, und sie saßen am Morgen desselben beisammen auf ihrem Zimmer, und waren beide voll der tiefsten Betrübniß. Sie hatten seitdem sehr gealtert, und ihre Haare waren vor der Zeit grau geworden. Beide waren in Trauerkleider gehüllt, und die Herzogin hatte seit der Zeit die schwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. In dem herzoglichen Schlosse war es so stille, als wäre es ausgestorben; denn beide mieden noch immer, so viel sie konnten, alle Gesellschaften. Jezt war es bereits Zeit zum Gottesdienste, und sie erwarteten nur noch die Ankunft des Bischofes, den allein sie alle Jahre einluden, an eben dem Altare, an dem er Genovefa als Braut mit dem Grafen vermählte, das Gedächtniß des Todes zu feiern.

Der Herzog schwieg voll stummen Schmerzens, und dachte eben bei sich: „Es ist doch eine schrekliche Schikung, daß diese Schmach über unser herzogliches Haus kommen, und unsere Familie auf diese Art erlöschen mußte! Doch, Herr, dein Wille geschehe!“ Die Herzogin seufzte: „Ach, das einzige Kind, und so ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — ist doch zu schreklich. O Genovefa! Wir dachten, du würdest wie ein Engel an unserm Sterbebette stehen, und uns die Augen sanft zudrüken, und nun mußte es so kommen! Doch, sagte auch sie, sich wieder fassend, dein Wille, o Herr geschehe!“

Kaum hatten sie dieses gesagt, so trat der ehrwürdige Bischof herein. Sein Angesicht leuchtete von himmlischer Freude. „Lasset nun einmal das Trauern, und erfreuet euch in dem Herrn!“ sprach er, und fing nun an mit hoher Begeisterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der Vorsehung zu sprechen; wandte Jakobs Trauer, dem sein Sohn Joseph geraubt wurde,

auf ihre Trauer an; schilderte dann Jakobs Freude, als er seinen Sohn Joseph wieder fand, — und der Geist, mit dem der Bischof sprach, und das sanfte Feuer seiner Beredsamkeit ergriff sie mächtig. Der Gedanke an Gottes lenkende Liebe und an Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude, und verdrängte aus denselben alle Trauer. „O eine solche Freude, sagte die Herzogin, indem sie die Hände faltete, wenn dieses uns zu theil würde, o was wäre dieß!" Und der Herzog sagte: „In diesem Leben nicht mehr, aber doch gewiß dort in dem Himmel." „Auch in diesem Leben noch! sprach jezt der Bischof. Der Herr thut auch jezt noch große Dinge. Er schlägt Wunden, und heilt sie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Josephs, lebt noch. Er, der euer Herz stärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle es jezt wieder stärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anstatt der Trauergesänge, die wir eben jezt in der Kirche anstimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, Dich loben wir!" singen. Denn Genovefa lebt — und ihr werdet sie sehen." Beide Eltern blikten ihn erstaunt an. Ein Schauder überfiel sie bei des frommen Mannes nachdrukvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihrem Herzen, und sie konnten das, was er sagte, noch nicht glauben.

Da öffnete der Bischof die Thür, rief den Wolf, der mit klopfenden Herzen bei den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer stand, herein, und sprach: „Dieser hier ist der Mann, der euch das Weitere sagen wird." Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es ist gewiß so. Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen, mit diesen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt." Das Wort: „Genovefa lebt!" hatte sich augenbliklich durch den ganzen Pallast verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin stürzten erstaunt, erschrokken, erfreut, und fast ausser sich in das Zimmer. Wolf aber stand da, und erzählte die ganze, wunderbare Geschichte, und die Thränen zitterten an seinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rüh-

rung. Alle standen bebend, weinend und schluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin saßen bleich vor Freudenschreken da, und wußten fast selbst nicht, wie ihnen geschah.

Endlich, da sie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes seiner Worte bestätigten, und Wolf ihnen noch jedes Wort sagte, das Genovefa und der Graf ihm aufgegeben hatten — da war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren Traume. Sie lebten gleichsam von neuem wieder auf, und riefen: „Wir haben genug gelebt, daß unsere Tochter Genovefa noch lebt. Wir wollen hin, und sie sehen, ehe wir sterben!“ Nachdem sie Gott noch zuvor in seinem Tempel feierlich gedankt hatten, reisten sie unverzüglich ab, und der fromme Bischof, und der ehrliche Wolf mit seinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie.

Genovefa hatte sich indeß durch die zärtlichste Sorgfalt und liebreichste Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte, kaum merkbare Röthe. Der einzige Wunsch, den sie jezt noch auf Erden hatte, war der, ihre geliebten Eltern zu sehen. Da kamen sie plözlich, und viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater sagte mit einer Empfindung, wie einst Simeon, indem er sie umarmte: „Nun, Herr, läßt du deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine Augen dieses Heil noch gesehen haben.“ Und die fromme Mutter sprach, sie umarmend, mit einer Rührung wie Jakob: „Nun will ich gerne sterben, da nur du noch lebst — und deine Unschuld an den Tag kam.“ Und beide Eltern weinten abwechselnd lange an ihrem Halse.

Hierauf erblikten sie den holden Knaben, und riefen beide sogleich voll Entzüken: „Du bist also unser Enkel — o komm, komm in unsere Arme!“ „Gott segne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm und küßte. Und: „Gott segne dich, du liebes, süßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als sie den Knaben aus des Großvaters Armen in die

ihrigen nahm, und ihn mit Küssen und Thränen überhäufte — und beide sprachen dann fast mit einer Stimme und voll Anbetung: „O wunderbar, wunderbar ist Gott! Wir beweinten dich als todt, liebste Tochter, und dachten dein Angesicht auf Erden nicht mehr zu sehen, und jezt läßt uns Gott gar noch deinen Sohn sehen!“

Jezt trat der fromme Bischof, den Genovefa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovefa, da sie ihn plözlich erblikte, als sähe sie einen Boten Gottes vom Himmel. Der apostolische Mann sah erst Genovefa und Siegfried, und dann den Herzog und die Herzogin der Reihe nach segnend an, und strekte die Hand aus, und sprach: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich mein Geist vorher sehen ließ! Er hat dir, meine Tochter, und euch allen hier ein größeres Glük bereitet, als Erdenglük — das aber mit großen Leiden anfing, wie alles wahre Heil auf Erden anfangen muß. Er hat es anders gemacht, als wir alle dachten — aber herrlicher als wir alle denken konnten. Und nun — wie wir damals beisammen standen, so hat Er uns wunderbar und gegen alle Erwartung jezt wieder zusammen gebracht, und heute ist der Tag erschienen, da wir Ihm alle mit Freudenthränen danken, und keines von allen fehlt, nur ist unsere Zahl noch um dieses liebe Kind hier vermehrt worden, weil er in allem mehr thut, als er verheißet. Selig ist derjenige, der in der Prüfung aushält! Denn nachdem er bewähret erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Diese Krone ist euch jezt auch hinterlegt.“

Achtzehntes Kapitel.

Genovefas Leiden werden ein Segen für das ganze Land.

Sobald es bekannt wurde, daß Genovefa sich viel besser befinde, und sich von ihren Leiden sehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die sie sehen wollten. Wolf mußte es Genovefa auf Ritterehre versprechen, auch nicht

das Geringste abzuweisen. Da ward denn der Zulauf sehr groß, und immer wurden mehrere zugleich in das Zimmer gelassen. Die Leute waren aber so stille und eingezogen, daß sie sich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, sondern an der Thüre stehen blieben. Die Männer standen da, wie in der Kirche, und sogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter hoben die Händchen auf.

Genovefa lag meistens auf ihrem Ruhebette, oder saß weiß gekleidet in ihrem Lehnsessel, und ihr schönes, blasses Gesicht sah so fromm und himmlisch, so sanft und mild, so liebreich und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als sei es von hellen Strahlen umgeben. Sie sagte den guten Leuten immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich waren.

„Ihr lieben, guten Leute! sagte sie mit sanfter, liebreicher Stimme. Es freut mich, daß ihr mich heimsucht, und ich danke euch für eure Liebe, mit der ihr an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherlei Leiden habt, und ich weiß es, daß manches von euch sich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzagt nie! Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo alles verloren scheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchsten, ist seine Hülfe am nächsten. Er macht am Ende alles recht. Ists nicht wahr? Seht ihr das nicht selbst deutlich an meiner Geschichte?“

„Seid zufrieden mit dem was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bei Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr seid, so habt ihr doch mehr, als ich in der Wüste draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bett, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Mensch nicht. Hängt daher euer Herz nicht ans Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, sondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichsten schnell ärmer als den Aermsten, und den Aermsten wieder reich machen. Das seht ihr ja an mir!“

„Haltet euch immer fest an Gott, betet gerne, und bewahret euer Gewissen rein. Wer mit Gott Eins ist, und Ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet gibt Kraft zum Gutes thun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewissen ist in allen Leiden — im Gefängnisse, in Krankheit und Tod ein sanftes Hauptkissen. Das werdet ihr erfahren, wie ichs erfahren habe."

„Wenn euch euer Gewissen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich keine solchen Verbrechen begangen hat, deren man mich beschuldigte? — wenn euch euer Gewissen also Vorwürfe macht, so sucht vor allem euch mit Gott auszusöhnen, und nehmt deßhalb eure Zuflucht zu Christus, seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der sündigen Welt dahin gegeben. Er ist die Versöhnung unserer Sünden. Er vergoß sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst. So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergiebt uns die Sünde, und reiniget uns von allem, was nicht recht ist."

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr alles noch besser inne werden, als ich es euch sagen kann! Mit einem Evangelienbuch in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand, kamen die ersten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahrt es im Herzen — befolgt es! Denn es ist Gottes Wort und hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denket stets: Im Kreuze ist Heil! Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — ging Christus in seine Herrlichkeit ein! Durch Kreuz und Leiden und viele Trübsale müssen auch wir in das Reich Gottes eingehen. Nicht wahr — diesen Weg wollen wir mit einander gehen!" sagte sie, und bot nun noch allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand versprechen.

Den Eheleuten und Eltern redete sie noch besonders zu. Die Eheleute ermahnte sie zur Eintracht und Liebe, und warnte sie vor Eifersucht. „Gebet doch nie falschen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe stören wol=

len!" sagte sie, die es selbst erfahren hatte, was solche falsche Zungen für Jammer auch in der besten Ehe anrichten können. Die Eltern ermahnte sie, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Seht, sagte sie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr stand, es steht dem lieben Kinde nicht an der Stirne geschrieben, was in dieser Welt noch alles über dasselbe verhängt ist. Jezt lächelt es noch freundlich in die Welt herein; aber es wird die Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen wird, wie alle, die noch in die Welt kommen. Darum erziebt es gut, daß es Kraft in sich habe, sich durch die Welt durchzuschlagen. Als meine Mutter mich so auf dem Arme hielt, dachte sie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn sie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angehalten hätte, so hätte ich meinem Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müssen, und mir wohl gar selbst das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da. Ohne festen Glauben an Gott, an Christus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes, trostloses Leben auf Erden. Pflanzt euern Kindern diesen Glauben daher frühe ein."

Schmerzenreich mußte nun noch jedem der Kinder etwas schönes zum Andenken schenken, und unbeschenkt wurde nie Eines entlassen. Diese Güte und Freundlichkeit und die schönen Zusprüche ihrer gnädigen Gräfinn gingen den Leuten sehr zu Herzen, und die härtesten Männer weinten oft gleich kleinen Kindern. Genovefas Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihr Wort und Beispiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menschen viel frömmer, und besserten sich augenscheinlich, und in mancher Hütte, in der vorhin der Unfriede zu Hause war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der fromme Bischof sagte oft: „Wenn Gott durch einen Menschen ein großes Gutes stiften will, so schikt Er ihm großes Leiden — und dieß ist dann auch eine der heiligen Weihen, die Gott selbst verleiht. Ihre Worte stiften mehr Gutes, als meine Predigten."

Neunzehntes Kapitel.

Golos Schiksal.

Wann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten sie auch noch den Golo sehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treulosen Diener, und dreifachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er sollte von vier Ochsen in vier Stüke zerrissen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin ihm die Todesstrafe geschenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängnisse zu befreien, stand nicht in des Grafen Gewalt. Der Kerkermeister, der den Leuten den Golo zeigen mußte, hatte fast den ganzen Tag keine Stunde Ruhe. Er that es aber doch gerne. „Kommt nur! sagte er zu den Leuten. Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unschuld und der Tugend gesehen. Da drunten in Golos Gefängnisse könnt ihr nun das Bild der Sünde und des Lasters sehen.“

Er ging mit der Laterne und einem schweren Bund Schlüssel voraus, die enge steinerne Stiege hinab weit unter die Erde. Als er die schwere, eiserne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz schauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und sie den Golo sahen, erschraken sie noch mehr. Denn er war fürchterlich anzusehen. Das Haar hing ihm wild und zerstreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sein Gesicht war bleich wie eine Wand, und er blikte mit seinen schwarzen Augen scheu und gräßlich umher. Sein böses Gewissen peinigte ihn so, daß er oft ganz wahnsinnig war, fürchterlich brüllte, mit seinen Ketten rasselte, und den Kopf an die Wände stieß. Auch wenn er mehr bei sich selbst war, führte er allerlei seltsame Reden, die einem durch Mark und Beine gingen.

„O Thor, — Thor, siebenfacher Thor, der ich war! schrie er oft. O weh dem, der von Gott abweicht, sein Herz bösen Begierden öffnet, und die Stimme seines Gewissens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falsche, eitle, betrügerische Freuden genießen — aber sein

Ende ist Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen; aber plözlich stürzt er in einen Abgrund, den die Blumen vor seinen Augen verbargen! Wehe! wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt sich einem blühenden Rosenstrauche zu nähern, strekt die Hand nach einer Rose aus — aber plözlich fährt eine zischende, giftgeschwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umschlingt ihn mit siebenfachen Ringen, und würgt und drosselt und zerfleischt ihn ohne Aufhören mit giftigen Bissen!“ —

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das schon oft gesagt hatte: „Leute! Ists wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Ists so, oder hats mir nur eben so geträumt? Nein, nein? Es hat mir nicht geträumt. Es ist so, es ist wirklich so! Ich glaubs. Denn hört — fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort — Gott ist ein furchtbarer Rächer. Er hat sie aus diesem Gefängnisse da errettet, und mich in eben dieses Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da saß sie, sagte er, und schlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaster — da, auf diesem Boden, wo ich jezt size. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht ist.“

Ein anders Mal rief er: „Gottlob! Kommt ihr nun einmal mich zu holen? Nun so führt mich denn hinaus zur Richtstätte. Ich gehe gerne, sagte er, und stand auf. Ich habe eine unschuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — drum muß man mir den Kopf auch abschlagen. Ich habe unschuldiges Blut vergossen — seht ihrs da, meine Hände sind noch voll Blut — seht ihr, über und über sind sie blutroth! Seht die Bäche von Thränen, die mir aus den Augen fließen, waschen sie mir nicht mehr weiß. Drum muß ich mein Blut auf der Richtstätte auch verspritzen. Ich thue es aber gerne! Besser unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben, als diese Qual da — da — da drinnen, er zeigte auf die Brust — noch länger erdulden!“

Zu Zeiten sah er die Leute, sobald man die Thür geöffnet hatte, starr an, lachte dann fürchterlich, und sagte: „So bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der bösen Lust betrügen lassen und

ihr habt die Unschuld auch verführt? Wie? laßt mich eure Hände sehen, ob keine Thränen einer unglüklichen Mutter daran hängen, oder kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet sie mir nicht her — ihr getraut euch nicht, sie mir zu zeigen? Jezt weiß ichs, schrie er dann fürchterlich, es ist so! Eure Hände sind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr seid Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht, fuhr er fort, und rükte auf die Seite, seht, da, da ist künftig euer Plaz. Alle diese Verbrecher gehören zu mir herein."

Da fingen die erschrokenen Kinder an, laut zu schreien, und verbargen das Gesicht in die Kleider ihrer Mütter, jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen sich heilig vor, das Herz vor solchen Sünden rein zu bewahren, die am Ende in ein solches Elend stürzen; und mancher Mann und manche Frau sagten laut: „Lieber in der Wildniß Wurzeln und Kräuter essen, und unschuldig sein, wie Genovefa — als so, wie Golo, in einem gräflichen Schlosse im Ueberflusse leben, und ein böses Gewissen haben, und ein solches Ende nehmen."

„Da habt ihr recht! — sagte der Kerkermeister, indem er die eiserne Thüre zuschloß — und wenn das Lasterleben auf dieser Welt auch nicht immer ein so schlimmes Ende nimmt, so nimmt es doch gewiß in der andern Welt ein noch schlimmeres."

In diesem verzweiflungsvollen Zustande lebte Golo viele Jahre, und ob sein Tod tröstlicher war, weiß man nicht. Man sagte er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm sein Recht endlich noch angethan habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch ein Wort von der Hirschkuh.

Schluß.

Die Kinder wollten, nachdem sie Genovefa, Schmerzenreich und Golo gesehen hatten, alle auch noch — wie nun die Kinder allemal sind — die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen schönen Stall bauen lassen.

Sie lief frei in dem Schloßhofe und in dem Schloß herum. Mehrmal des Tages kam sie die Stiege herauf, bis vor Genovefas Zimmer, und war nicht wegzubringen, bis man sie auf einige Augenblike hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem schönen Thiere, gaben ihm Brod, und streichelten es, und die Mütter sagten: „Mein Gott! wenn jezt dieses Thier nicht gewesen wäre, so wären unsere liebe Gräfin und unser lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ — „Darum soll man kein Thier plagen! sagte die Magd, die das treue Thier zu verpflegen hatte. Wenn wir den Ochsen nicht hätten, den wir vor den Pflug spannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, so ging es uns wohl eben so schlimm, als es der lieben Gräfin ohne die Hirschkuh in der Wildniß gegangen wäre. Ja, die Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wildniß für uns! Man sehe da wenig gebaute Aeker, und die schönsten Wiesen würden uns nichts helfen. Drum plagt euer Vieh nicht — und laßt uns Gott auch für diese Wohlthaten danken.“

Wie lange Genovefa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem schönen, stillen Frühlingsabende nach einem schweren Gewitter, das glüklich vorüberzog, und ihr Tod war der schöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr lezter Strahl — nicht erlischt — sondern nur sich unsern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.

Bei ihrem Leichenbegängnisse fanden sich unzählige Menschen ein, und alle vergossen an ihrem Grabe heiße Zähren — doch Niemand heißere, als Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh legte sich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon. Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte sie gar nichts an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf

ließ Genovefen ein prächtiges Grabmahl aus weißem Marmor errichten, an dem unten auch die Hirschkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefas Bitte eine Einsiedelei anlegen lassen. Rechts, neben Genovefas Höhle stand die Kapelle. Der Bischof Hildolph weihte sie ein, und das Volk nannte sie Frauenkirchen. Genovefas Geschichte war zierlich und schön an den Wänden abgemahlt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem so viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erst nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar gestellt. Zur andern Seite der Höhle war ein Klausnerhüttchen, und ein zierliches Gärtchen dabei, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menschen kamen immer dahin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann alles — das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa gekniеet, die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte ihre Geschichte, und ermahnte groß und klein, ihrem schönen Beispiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige. Noch nach beinahe hundert Jahren rühmten sich alte, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa gesehen!" — und sie erzählten dann den horchenden Enkeln, was sie ihnen gesagt habe.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben bloß Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa gewohnt hatten, war indeß zerstört, und es sind, unter dem Namen Altsimmern nur noch, nicht weit von Koblenz, einige Trümmer davon zu sehen, allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa erlosch nicht in den Herzen der Menschen. Viele prächtige Kirchen wurden ihrem Gedächtnisse gewidmet, und manche Frau und Jungfrau führt zum frommen Andenken an sie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph von, 1768-1854

Ausgewählte Schriften

Bd.: 5.

Lichtensteig 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 316 -5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279567-6